Deutſche
Unterhaltungs-Bibliothek.

Dritte Serie.

Erſter Band:

Vaterländiſche Geſchichten.

I.

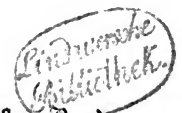
Berlin, 1862.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Vaterländiſche Geſchichten.

Von

Max Ring.



Erſter Band.

Berlin, 1862.

Druck und Verlag von Otto Janke.

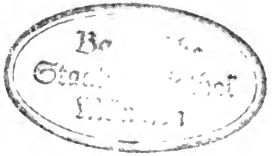
Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt des erſten Bandes.

Seite.

Das Rübenfeld 1
General und Secretär 19
Der Tambour Fritze in Neiße 39
Der Leibkutſcher Friedrichs des Großen 67
Die Verſchwörung der Frauen 97
Eine Schneider-Revolution 125
Pack ſchlägt ſich, Pack verträgt ſich 167
Der Hofnarr des Kurfürſten 193

Das Rübenfeld.



Der Bauer Steffen beſaß in der Nähe von Berlin ein Rübenfeld, das ſein Stolz und ſeine Hoffnung war. Solche Rüben gab es weit und breit nicht mehr, und er hoffte in dieſem Jahr mindeſtens ſeine funfzig Thaler daraus zu löſen. Das Geld beſtimmte er aber zur Hochzeit ſeiner älteſten Tochter Röſe, welche mit dem jungen Mathias ſchon ſeit einem Jahre verſprochen war. Der Alte liebte ſein Kind und ſeinen künftigen Schwiegerſohn, der mindeſtens zehn Zoll maß und bis jetzt glücklich die Werber des Königs vermieden hatte. Damals regierte in Preußen Friedrich Wilhelm der Erſte, der Soldatenfreund, der beſonders große und ſchlank gewachſene Leute gern zum Militair nahm. Kein Stand, kein Amt ſchützte einen Mann vor dem ſtrengen und langwierigen Dienſt, wenn einer durch ſeine Größe die Aufmerkſamkeit des Königs auf ſich gezogen hatte. Es war daher wirklich ein großes Glück, daß bis jetzt der Mathias unangefochten leben konnte. War er aber erſt einmal ver-

heirathet, so hatte es keine Noth mehr, denn Familienväter schonte der König, obgleich auch hier keine Regel ohne Ausnahme blieb.

Aus diesem Grunde hatte der alte Steffen die Hochzeit gleich nach der Ernte festgesetzt. Von dem Rübenfelde wollte er die Kosten der Ausstattung bestreiten. Daher that er und Röse nichts lieber, als von Zeit zu Zeit hinauszugehen, um ihren Schatz zu betrachten. Die Rüben waren so gut wie baares Geld und ihnen so werth und theuer, wie ihre Augäpfel. Wer kann daher ihren Schreck und ihr Herzeleid schildern, als sie eines Tages in ihrem Feld die Schweine des Gutsbesitzers trafen, welche das ganze Grundstück umgewühlt und ihre Hoffnung vernichtet hatten. Da lagen die schönsten Rüben, ausgerissen, angefressen und zertreten. Als die Röse das Unglück sah, schrie sie laut auf, und die hellen Thränen strömten über ihre rothen Backen. In ihrem ganzen Leben hatte sie keinen größeren Schmerz gefühlt. Der Alte aber sagte gar nichts, sondern kratzte sich hinterm Ohr und rückte seine Pelzmütze, die er im Sommer und im Winter zu tragen pflegte, hin und her, was immer etwas Großes zu bedeuten hatte. Bald war auch sein Entschluß gefaßt, und er hieß die weinende Röse nach Hause gehen.

„Heul' nich, Dörne!" sagte er zu ihrem Trost. „Die Hochzeit soll doch nach der Ernte sind und sollte mir der Deibel holen."

Darauf suchte er den Mathias auf, der mit Arbeit auf seinem eigenen Felde beschäftigt war, und Beide gingen auf den Hof, wo der gestrenge Herr wohnte. Dem klagte der Steffen den Schaden, welchen das gutsherrliche Schwarzvieh angerichtet, und verlangte bescheiden dafür eine billige Entschädigung. Der Mathias sprach wohl auch ein Wort dazwischen, da die Sache eigentlich ihn am meisten anging. Der Gutsbesitzer schien aber keineswegs geneigt, für den angerichteten Schaden aufzukommen, und wies dem Bauer und seinem Schwiegersohn mit harten Worten die Thür als zudringlichen Querulanten. Der Steffen blieb trotz dieser ungerechten Abfertigung noch immer ruhig, aber dem Mathias, der ein junger hitziger Bursche war, schwoll die breite Zornader auf der Stirn, und in seiner Wuth drohte er sogar dem gestrengen Herrn.

Da der Gutsbesitzer zugleich die Gerechtigkeit in seinem Dorfe handhabte, so machte er kurzen Prozeß, ließ den Hitzkopf einsperren und den Steffen hinauswerfen. Das war in jener Zeit ganz in der Ordnung. Noch an demselben Tage wurde der Mathias nach Berlin unter guter Bewachung an einen mit dem Herrn befreundeten Offizier geschickt. Dieser fand, daß der junge schlanke Bursche einen ausgezeichneten Rekruten abgeben müßte. Er ließ ihn daher ohne Umstände den Kittel aus und den Soldatenrock anziehen. Bald wußte der Mathias, wie das Kommisbrod schmeckt und wie schwer die Musquete wiegt.

Als die Röse das traurige Schickſal ihres Bräutigams erfuhr, da weinte und ſchluchzte ſie noch weit mehr, als um die Rüben, was ebenfalls ganz in der Ordnung war. Dem alten Steffen gingen aber die Rüben eben ſo ſehr wie der Verluſt des Schwiegerſohns zu Herzen, und er ſaß Stunden lang und ſann darüber nach, wie Beiden zu helfen wäre. Plötzlich ſprang er auf, rückte die Pelzmütze hin und her, als wollte er durch dieſe elektriſche Reibung des Kopfes ſeinem langſamen Verſtande zu Hülfe kommen. Richtig, er hatte jetzt einen Gedanken gefunden. Spornſtreichs lief er zu ſeinem Gevatter, welcher der Küſter im Dorfe war, und bat denſelben, eine unterthänigſte Bittſchrift an den König aufzuſetzen.

„Das geht nicht, Gevatter," ſagte dieſer. „Ihr wißt, daß ich Euer Freund bin und Euch gern helfen möchte, fordert was in meinen Kräften ſteht, aber nur nicht das Unmögliche. Ihr könnt doch nicht verlangen, daß ich mein eigenes Leben auf's Spiel ſetze!"

„Warum das?"

„So wißt, daß der König ein ſcharfes Reſkript erlaſſen hat von wegen der allzuvielen Bittſchriften, mit denen er beſtürmt worden iſt, worin jedermänniglich unterſagt iſt, eine ſothane Bittſchrift abzufaſſen, wenn er nicht ein vereideter Advokat, Notarius oder dergleichen iſt. Im Uebertretungsfall ſoll der Kontravenient nebſt einem Hunde am Galgen gehenkt werden. Nun könnt ihr aber, trotzdem wir

Gevattern ſind, einen ſolchen Freundſchaftsdienſt nicht von mir verlangen, da ich kein Verlangen nach dem Stricke trage und überdem als Familienvater an der Seite eines Hundes mich nicht henken laſſen darf, weil ſolches meine armen Kinder verſchimpfiren würde."

Dieſe Gründe leuchteten dem alten Steffen ein, und er konnte dem Gevatter Küſter nicht ganz Unrecht geben. Traurig ſchlich er nach ſeiner Wohnung zurück und erzählte ſeinem braven Weibe, was er mit dem Gevatter vorgehabt und daß dieſer nicht ſchreiben wollte, weil es ihm das Leben koſten würde. Die gute Mutter ſuchte ihm den Gedanken auszureden, weil ſie ein wenig ängſtlich war, aber die Rüben ließen dem Bauer keine Ruh, ſie blieben in ſeinem Kopfe feſt ſtecken, und keine noch ſo ſtarke Hand konnte ſie daraus entfernen. Nach einer Weile fing er mit einem Male alſo zu reden an:

„Nu, wenn denn Keener ſchrywen will und ſchrywen kann, ſo mut ick ſchrywen."

Trotz ihrer Betrübniß mußten die Mutter und Röſe laut auflachen, da ſie wußten, daß der Alte ſein Lebtag nicht ſchreiben konnte und niemals eine Feder in der Hand gehalten hatte.

Der Steffen ließ ſich aber durch ihr Gelächter nicht irre machen, er borgte ſich beim Schulmeiſter Feder, Tinte und einen großen Bogen Papier. Nun ſetzte er ſich in den Sorgenſtuhl, rückte ſich den Tiſch zurecht und ſann einige

Augenblicke tief nach, wie wohl Einer thut, der einen wichtigen Brief abzufaſſen gedenkt. Darauf malte er, ſo gut es ging, einen großen Kreis und in demſelben lauter kleine Punkte und dazwiſchen mehrere große, ſchwarze Tintenkleckſe. Als er damit fertig war, ruhte er ein wenig aus, wie wenn er ein recht ſchweres Stück Arbeit beendet hätte.

Er ſchien mit ſich ſelber zufrieden zu ſein, denn er betrachtete ſein wunderliches Werk mit augenſcheinlichem Wohlgefallen. Die Frauen wußten nicht, was das Alles zu bedeuten habe, und fragten auch nicht, weil Steffen ohnehin nicht ſehr redſelig war und ſeine Sache ohne viele Worte zu verrichten pflegte.

Am andern Morgen ſtand er zeitig auf, zog den beſten Sonntagsrock an und machte ſich auf den Weg, ehe noch Röſe oder die Mutter aufgewacht waren. Er ging immer gerade aus nach Berlin und nach dem Königlichen Schloſſe, wo er ſich bei den Leuten erkundigte, wie er wohl den König zu Geſicht bekommen könnte. Dieſe zeigten ihm einen paſſenden Standort an, dort pflanzte er ſich wie ein Pfeiler auf und hielt den gemalten Bogen feſt in ſeiner Hand.

Er mochte wohl länger als eine Stunde ſo gewartet haben, als plötzlich der König in ſeinem Wagen vorbeifuhr, um eine Muſterung ſeiner großen Soldaten vorzunehmen. Der alte Steffen war raſch hinterdrein und lief munter nach der Königlichen Equipage, ſo ſchnell er konnte, wo-

bei er den Bogen in die Höhe hielt, bis der König ihn bemerkte.

„Was willſt Du?“ fragte der Monarch, dem der Bauer und ſein ganzes Weſen aufgefallen war.

„Ew. Majeſtäten, ick wolde Se man eene Biddſchrift überreken, un Se ſolden my Recht verſchaffen.“

Der König nahm den Bogen aus Steffen's Hand, legte denſelben auseinander und betrachtete die ſonderbare Bittſchrift, aus der er natürlich nicht recht klug wurde.

„Was iſt das für dummes Zeug?“ fragte er barſch und ungehalten.

„Jo!“ erwiederte Steffen, der ſich nicht einſchüchtern ließ und dreiſt in den Fußtritt des Königlichen Wagens ſprang, „erlöwen Se man, ick ſeh wohl, Se werren dat nicht verſtaan, ſo en kluger Herr Se och ſyn, un ick mut Se dat erklären.“

„Nun, ſo erkläre,“ rief der König, den die Geſchichte zu beluſtigen anfing.

„Siehn Se 'n mal,“ fuhr der alte Steffen mit ächt märkiſchem Pflegma fort, „ick mut Se man ſeggen, dat is hier myn Rüwenland.“ Dabei wies er auf den großen Kreis und fügte dann gemüthlich hinzu: „Dat ſind myne Rüwen. Ach, de Rüwen, Herr König, ſolden ſe mal koſten, dat is wat delikates —“

„Nur weiter,“ ſagte der König mit einem heiteren Lächeln.

Steffen deutete jetzt auf die großen Kleckse zwischen den kleinen Punkten.

„Dat," fing der Bauer wieder an, „sin nu det gestrengen Herrn syne Schwyne, de hebben myne scheene Rüwen upgefreten und zertreten, und nu bin ick en geschlagener Kerl. Liewe Herr König, nun will he my nischt's vergüten, nu siehn Sie mal, dat ist doch unbillig. Da wolde ick Sie denn recht schöne gebeden hebben, Se wolden doch dem gestrengen Herrn befehlen laten, dat he myne Rüwen betalt. Et soll my nich up en Gericht Rüwen ankommen, und de wol ick Se brengen, wenn Se my recht helpen."

„Es ist schon gut," sagte der König, den dieser Vortrag ungemein zu ergötzen schien. Er ließ sich noch den Namen des Gutsherrn und des Dorfes, so wie andere nähere Umstände von Steffen in der Eile berichten und befahl dann dem Kutscher, schnell weiter zu fahren, da er die Musterung nicht versäumen wollte und er in allen Stücken ein pünktlicher und ordnungsliebender Herr war.

So kam es auch, daß der alte Steffen von der Hauptsache, nämlich von der Einkleidung des Mathias, den er doch vom Soldatenstande befreien wollte, kein Sterbenswörtchen vorbringen konnte.

Mit einem Gesichte, das halb seine Zufriedenheit, halb seine Verlegenheit ausdrückte, weil er die Thränen und Vorwürfe seiner Tochter fürchtete, wenn er unverrichteter Sache heim kehrte, stand der Bauer noch immer auf der Straße

und kratzte ſich wieder hinter den Ohren. Diesmal aber half ſein Kratzen nicht, denn wer einmal die günſtige Gelegenheit verloren hat, dem kommt ſie nicht ſo bald wieder. Dieſer Gedanke mochte wohl dem verdutzten Steffen unklar durch den Kopf gegangen ſein, denn plötzlich ſchlug er ſich vor die Stirn zur Verwunderung der Umſtehenden, die ihn nicht wenig beneideten, weil der König ſo gnädig und herablaſſend mit ihm geſprochen hatte.

„Ich bin nur en oller Eſel," rief er dabei laut aus und trat ſeinen Heimweg zwar mit leichterem Herzen, aber nicht mit voller Zufriedenheit an.

Noch an demſelben Tage erhielt der Gutsbeſitzer ein geſtrenges Königliches Handſchreiben, worin ihm anbefohlen wurde, nicht allein den Schaden, den ſeine Schweine angerichtet, zu berichtigen, ſondern auch noch hundert Thaler zur Strafe an den Bauer zu zahlen.

Nun hatte Steffen zwar Geld und weit mehr, als er gehofft hatte, aus ſeinem verwüſteten Rübenfeld zu löſen, aber keinen Schwiegerſohn. Die Röſe ging mit einem traurigen Geſicht den ganzen Tag herum, und wenn ſie an den Mathias dachte, was häufig geſchah, weinte die Dirne, daß es einen Stein, geſchweige ein Vaterherz, erbarmen müßte. Das Leid der Tochter ließ ihm daher keine Ruhe, und er entſchloß ſich kurz und gut, noch einmal dem König in Berlin einen Beſuch abzuſtatten und den Mathias vom Militairdienſte loszubitten. Seiner Frau verſchwieg er die eigent-

liche Absicht, die er vorhatte, und er sagte ihr nur so viel, als sie zu wissen brauchte, um sich nicht zu ängstigen.

„Dat is en gnädige, liewe Herr, de König," rief er mit leuchtenden Augen. „Ne, Frau, dat können wy nich so annehmen. Ick hebbe em versprochen, dat he unse Rüwe kosten soll und ick mut Wort hollen. Stöcke my en paar Metzen der schönsten Riewen in den Sack, un ick wil se em selber na Berlin brengen."

Die gute Mutter that, wie ihr geheißen, und las aus ihrem Rübenvorrathe die schönsten und feinsten Rüben aus, die Steffen auf seine Schultern lud. Mit seinem Geschenke machte sich der Bauer auf den Weg, wobei er an das alte Sprichwort dachte: „Wer gut schmiert, fährt gut."

Dreister als das erste Mal ging er geradezu nach dem Zimmer des Königs, der sich eben in der Gesellschaft der Königin und der jungen Prinzen und Prinzessinnen befand. Er hatte so eben sein gewöhnliches Mittagsschläfchen gehalten und war daher in der besten Laune, was nicht zu jeder Tageszeit bei ihm vorkam. Die Lakaien und Bedienten im Vorzimmer wunderten sich, wie billig, über die Kühnheit des Bauern, der so mir nichts dir nichts eingedrungen war, und wollten ihn nicht eben auf die höflichste Weise zur Thür hinausbefördern. Da kamen sie aber bei dem Unrechten an, und der Steffen ließ ihnen trotz seines Alters ein Gewicht märkischer Fäuste schmecken, bei dem ihnen Hören und Sehen verging. Darüber entstand draußen ein lauter Tumult, den

man bis in die Königlichen Zimmer hören konnte. Der König wollte wissen, was es gebe, und ein hereingerufener Bediente sagte ihm, daß ein Bauer ihn durchaus zu sprechen verlange und sich unter keiner Bedingung abweisen lassen wollte.

„Laßt ihn hereinkommen," sagte der König, „gewiß ist es derselbe närrische Kerl, der mir mit seinen Kleckſen und Rüben so viel Spaß gemacht hat."

Steffen trat auch sogleich mit noch etwas erhitztem Gesichte ein, aber faßte sich sogleich und machte ein Paar Kratzfüße, welche ihm kein Französischer Tanzmeister einstudirt hatte und die darum dem Deutsch gesinnten Könige um so besser gefielen. Darauf räusperte er sich und hielt eine förmliche Anrede, die er sich unterwegs ausgedacht und fest eingeprägt hatte.

„Liewe Herr König, ich will Sie schönen Dank seien, dat Se my to Recht verholpen hadden. Ick bin nu tofreden. Dat Se aber siehn, dat ick nischts umsonst verlange, so hebbe ick Se en Paar Metzen von mynen Rüwen tum Geschenke macken wollen. Se sind gar to schöne un ick bidde Se, Se wollen se nich verschmähen."

Damit ging er an den nächststehenden Tisch und schüttete einen kleinen Sack mit wohlgeputzten Rüben aus. Der König lachte herzlich über den erkenntlichen Bauer, dankte ihm freundlich und versprach, daß er sich die Rüben wohl schmecken lassen wollte.

Die erzeigte Gnade machte Steffen so dreist, endlich mit seinem eigentlichen Anliegen herauszurücken und sich den Mathias als Gegengeschenk auszubitten. Da kam er aber übel an, der König verstand in solchen Dingen keinen Spaß. Seine Soldaten gingen ihm über Alles und eher hätte er zehn Kammerherren als einen langen Kerl von seiner Potsdamer Garde hingegeben. Sein freundliches Gesicht verfinsterte sich zusehends, als der Vater von der Loslassung des Mathias sprach.

„Das geht nicht," sagte der Monarch. „Der Mathias ist einmal Soldat und soll es bleiben."

„He is en enziger Sohn un syne Moder ene Wittib," wandte Steffen kleinlaut ein.

„Und wenn ich nur einen einzigen Sohn hätte, so müßte er Soldat werden," erwiederte der König streng.

Da kratzte sich der arme Steffen wieder den Kopf und wußte nicht, was er darauf sagen sollte. Aengstlich blickte er in dem Zimmer umher, als wollte er unter den anwesenden Personen jemand suchen.

„Was wollt Ihr denn noch?" fragte der König, dem das Benehmen des Bauern aufgefallen war.

„O! Se weren's nich öwel nemen, ick wet nich, welche de Frau Königin is."

„Das dort ist meine Frau," antwortete der Monarch, indem er auf die stattliche Dame deutete.

An diese ging Steffen jetzt mit leisem Tritt heran und

ſagte, indem er aus der Taſche einige kleine Rübchen zog und ſanft in ihren Schooß auf den rauſchenden Seidenrock legte: „Da, liewe Frau Königin, dat ſchickt Se myne Moder, ſe lät Se ſchön grüßen und ſeien, wenn Se ſpinne, daß Se man ſaune Röwen in't Maul nehme, dat geſt goden Speekel (Speichel) und det Flaß (Flachs) werd drelle."

Dies Alles brachte der Bauer mit einer Miſchung von Ernſt und Schalkhaftigkeit vor, daß kein Anweſender ſich des Lachens enthalten konnte. Wer aber am meiſten lachte, war der König.

„Du biſt ein Teufelskerl," ſagte er ein über das andere Mal und rieb ſich dabei vor Vergnügen die Kniee. Der ſchlaue Steffen benutzte ſogleich die beſſere Stimmung, die er ſelbſt hervorgebracht und kam auf ſeine vorige Bitte wieder zurück.

„Ich will Dir den Mathias zuruckgeben," rief endlich der König, bewegt von dem Flehen des Bauern, „aber nur unter der Bedingung, daß Du einen eben ſo großen und ſchönen Erſatzmann ſtellſt, wie Dein zukünftiger Schwiegerſohn."

„Is dat en Word?" fragte Steffen mit wichtiger Miene.

„Ein Wort, ein Mann," bekräftigte der Monarch.

„Dat will ick duhn. Se bekommen Sechs für Enen."

„Sechs für Einen, wie ſoll ich das verſtehn?"

„Myne Röſe werd gewiß en Dotzend Kinner hebben, un

ſechs Jungens müten drunter ſyn. De ſoll he hebben, un wenn he ſe nich kriegt, bekommt ſe ſyn Sohn."

„So haben wir nicht gewettet," entgegnete der König. „Mir iſt der Sperling in der Hand lieber, als die Tauben auf dem Dach. Stellt einen Erſatzmann, und Ihr ſollt den Mathias zurückbekommen. Dabei bleibt es und nun kein Wort mehr über die Geſchichte."

Der alte Steffen aber ließ ſich nicht ſo leicht abſchrecken, er berief ſich auf das gegebene Verſprechen.

„En Mann, en Word," rief er dem König zu.

Die ganze Königliche Familie und beſonders die Königin ſelber vereinigten ihre Bitten mit den ſeinigen, aber Friedrich Wilhelm der Erſte hing an ſeinen großen Leuten eiſenfeſt. Es koſtete ihm einen harten Kampf, ehe er nachgab, und man ſah ihm augenſcheinlich den Widerwillen an, mit dem er endlich den Entſchluß faßte, einen von der Garde freiwillig zu entlaſſen.

„Hätt' ich nicht ſo halb und halb mein Wort gegeben, ſo geſchähe es nun und nimmermehr; aber Kerl, das rathe ich ihm, daß die Röſe mir ſechs tüchtige Burſchen ſtellt."

„Darüber, liewe König, bruchen Se ſich keene Sorgen to macken. Dat Mädel wird ſchonſt ſyne Scholdigkeit duhn."

Der König reichte dem glücklichen Steffen gnädig ſeine Hand zum Kuſſe und befahl die ſofortige Entlaſſung des Mathias aus ſeinem Regiment. Natürlich erfolgte die Hoch-

zeit mit der überſeligen Röſe in einigen Tagen. Bei dem Schmauſe, der drei ganze Tage dauerte, erhob Vater Steffen ſein volles Glas, räusperte ſich, wie er es bei feierlichen Gelegenheiten gewohnt war, und rief mit lauter Stimme:

„Es löwe de liewe König und myne Rüwen.“

In dieſen ſonderbaren Toaſt ſtimmten natürlich alle geladenen Gäſte unter einem ſchmetternden Tuſch der Dorfmuſikanten mit lautem Jubel ein. Die glückliche Röſe hielt getreulich, was ihr Vater verſprochen hatte. Sechs ihrer Söhne dienten zwar nicht dem Soldatenfreund, aber ſeinem Sohne, dem großen Friedrich. Sie kämpften wacker in ſeinen Schlachten mit. Drei von ihnen beſiegelten mit ihrem Blute und mit dem Tode für das Vaterland das Verſprechen des alten Steffen. Als dieſer die Trauerbotſchaft vernahm, faltete der achtzigjährige Greis die Hände, blickte zum Himmel und ſprach, als ob ihn der verſtorbene König hören müßte:

„Nu, liewe König, en Mann, en Word!“

General und Sekretär.

In seiner bescheidenen Wohnung zu Stargardt in Pommern saß der Regierungssekretär Lorenz hinter einem Aktenberge vergraben. Trotz allen Fleißes und der Zufriedenheit seiner Vorgesetzten wollte es dem tüchtigen Mann nicht glücken. Er hatte nur ein spärliches Einkommen, mit dem er bei seiner zahlreichen Familie nicht auskommen konnte. Mancher jüngerer Kollege hatte ihn überholt und war längst Rath bei der Regierung mit einem ansehnlichen Gehalt. Das lag einmal daran, weil der Sekretär gar zu bescheiden und schüchtern war, und zweitens weil es ihm an einflußreichen Gönnern oder Vettern fehlte. Unter so bewandten Umständen mußte er sich so viel als möglich einschränken. Er trug immer denselben alten Rock von blauem Tuch und einen abgeschabten Hut. Selbst die Perrücke, welche damals keinem anständigen Manne fehlen durfte, hatte er aus Ersparniß abgelegt. Statt derselben ließ er sein eigenes Haar lang

wachſen und in einen ſtrammen Zopf zuſammenbinden, wie es nur bei den Soldaten in jener Zeit der Brauch war.

Länger als drei Stunden hatte er heut bereits geſchrieben, als ihn ſeine Frau beim Aermel zupfte.

„Was giebt's?“ fragte er kaum vom Papier aufblickend.

„Lorenz! Es iſt Zeit, daß Du aufhörſt. Wir wollen noch vor's Thor mit den Kindern gehn.“

„Gleich! Nur noch eine Seite laß mich ſchreiben, Du kannſt Dich indeß anziehn.“

„Da hat ſich was anzuziehn,“ klagte die arme Frau. „Ich brauche nur den Mantel umzunehmen, damit Niemand ſieht, wie ausgewaſchen mein Kleid iſt.“

„Um ſo beſſer,“ murmelte der Sekretär fleißig fortſchreibend. „Dann verlierſt Du keine Zeit wie die andern Frauen vor dem Spiegel. So wie Du biſt, gefällſt Du mir doch am beſten.“

Dieſe Schmeichelei wollte indeß der Frau Sekretärin nicht gefallen. Sie verließ das Zimmer mit einem tiefen Seufzer, welcher ihrer heruntergekommenen Toilette galt. Lorenz ſchaute ihr bedenklich nach, nahm eine Priſe aus der Doſe, hütete ſich aber, nur ein Stäubchen auf das gefältete Jabot zu ſtreuen, und arbeitete ruhig weiter.

Endlich war er fertig. Er ſchob die Akten ſorgfältig bei Seite und legte die grauen Schreibärmel ab, die er aus Schonung für ſeinen alten Rock übergezogen hatte, dann holte er ſeinen Hut herab und bürſtete ihn fein ſäuberlich

um den wenigen Haaren keinen Schaden zu thun. Einen Blick warf er noch auf die Uhr.

„Das heißt gearbeitet," sagte er selbstzufrieden. „Das macht mir kein Mensch nach. Dafür will ich mich auch jetzt erholen. Heute habe ich mein Schmalbier redlich verdient. Das soll mir schmecken."

Mit diesem angenehmen Gedanken holte er seinen Spazierstock aus dem Winkel und schickte sich an fortzugehn. Da klopfte es an der Thür, erst leise, dann lauter.

„Herein!" rief der Sekretär.

Es war der Regierungsbote. Lorenz erschrak bei seinem Erscheinen, weil der Mann nur in Begleitung neuer Aktenstöße zu kommen pflegte.

„Was giebt's, Kilian?" fragte er.

„Der Herr Sekretär," meldete dieser im Amtston, „soll sogleich zu dem Herrn Präsidenten kommen. Ein hoher General ist aus Berlin angereist und will den Herrn Lorenz sprechen."

„Mich?" sagte dieser ungläubig. „Das muß gewiß ein Irrthum sein. Er hat wieder einmal schlecht gehört, mein lieber Kilian!"

„Wahrhaftig nicht. Und es muß sehr pressant sein, denn ich habe den Auftrag, Ihn auf der Stelle mitzunehmen."

„Was kann der General von mir wollen?"

„Ja, das weiß ich nicht. Kommen Sie nur schnell, denn so ein großer Herr verliert leicht die Geduld."

Mit einem Seufzer, welcher dem vereitelten Spaziergang und dem Schmalbier galt, folgte Lorenz dem Boten nach dem Regierungsgebäude. Kaum gab ihm dieser Zeit, von der Frau Sekretärin Abschied zu nehmen und sie von seiner Berufung in Kenntniß zu setzen.

„Was wird's geben?" meinte diese ärgerlich. „Man wird Dir eine neue Kommission aufladen, denn Du bist und bleibst ein geduldiger Esel, der Alles trägt, was die Andern nicht mögen, und zum Lohn mußt Du mit Disteln vorlieb nehmen."

Mit klopfendem Herzen trat Lorenz in die Wohnung des Präsidenten. Hier fand er einen großen Herrn in Generals-Uniform, mit einem mächtigen, grauen Schnurrbart und einem langen Zopf. Der General sah Lorenz lange Zeit prüfend an und wendete sich dann an den ihm befreundeten Präsidenten.

„Also das ist der Mann?" fragte er mit einem grimmigen Gesicht.

„Einer meiner tüchtigsten Arbeiter," bemerkte der Präsident.

„Aber er hat kaum das Maß," brummte der General mit einem verächtlichen Achselzucken.

„Bei der Angelegenheit, wozu Eure Excellenz ihn brauchen, kommt es doch hauptsächlich auf den Kopf an. Ich will Sie mit ihm allein lassen und Sie können so ungestört mit ihm verhandeln."

Darauf entfernte sich der Präsident und Lorenz blieb mit

dem Fremden, der kein Anderer als der General-Major und Günſtling des Königs Peter von Blankenſee war, allein zurück.

Dieſer legte ſeine gewichtige Hand auf die ſchwachen Schultern des Sekretärs und ſah ihn lange prüfend an.

„Kann Er rechnen?“ fragte er nach einer Pauſe.

„O ja, Eure Excellenz,“ antwortete Lorenz ſchüchtern.

„Nun gut! Dann ſoll Er noch heute mit mir gehn und ausrechnen, was Pommern unſerm allergnädigſten König geben kann. Seine Majeſtät will das wiſſen, und da müſſen wir gleich drüber her ſein.“

„Sehr wohl, Eure Excellenz!“ ſtotterte der Sekretär. „Ihr Wille iſt mir Befehl und ich werde mein Möglichſtes thun und mich bemühen, Ihre Gnade und Zufriedenheit zu erlangen.“

„Das iſt ſchön,“ ſagte der General. „Er iſt ein ſchmucker Kerl und gefällt mir, weil er einen Zopf trägt und nicht ſo'nen verfluchten Haarbeutel, wie's jetzt Mode iſt.“

Lorenz machte eine tiefe Verbeugung. Der General aber klingelte und befahl dem eintretenden Bedienten, eine Flaſche mit Rheinwein und zwei Gläſer zu bringen. Trotz allen Sträubens mußte ſich Lorenz an die Seite des Herrn von Blankenſee ſetzen und ihm Beſcheid thun. Beim Glaſe aber pflegte dem alten Haudegen das Herz aufzugehn, er legte dann die ſtrenge Soldatenmiene ab und verwandelte ſich in die beſte Seele von der Welt. Bald hatte er vor dem beſcheidenen Sekretär kein Hehl und klagte dieſem ſeine große

Noth. Der König Friedrich Wilhelm der Erſte hatte den ehrlichen Peter von Blankenſee zu einer äußerſt ſchwierigen Kommiſſion erſehn. Der General ſollte nämlich die Provinz Pommern abſchätzen und die nöthige Steuervertheilung vornehmen. Vergebens war ſein Widerſtand und die Vorſtellung, daß er ſich nie mit den Finanzen beſchäftigt habe. Nach der Meinung des Königs mußte ein braver Soldat Alles verſtehn und im Nothfall auch Finanzmann ſein. Was wollte der General machen? Er mußte ſich dem Befehl fügen und die Reiſe antreten, obgleich er vom Steuerweſen ungefähr ſo viel verſtand, wie vom Seiltanzen. In dieſer Verlegenheit hatte er ſich an den Präſidenten, ſeinen alten Freund, gewandt, und dieſer ihm Lorenz als ein paſſendes Subjekt empfohlen. Das erzählte nun der General beim Glaſe Wein dem Sekretär, der nach und nach, wie das ungewohnte Getränk ihm zu Kopfe ſtieg, ſeine Schüchternheit ablegte, wodurch er in den Augen ſeines neuen Vorgeſetzten nur gewann. Beide ſchieden als Freunde und Lorenz mußte verſprechen, am andern Morgen ſich einzuſtellen und den General, natürlich gegen angemeſſene Diäten, bei ſeinem ſchwierigen Werke zu unterſtützen.

Schon am nächſten Tage reiſten ſie mitſammen ab und nahmen die nöthige Schätzung der verſchiedenen Landestheile, Dörfer und Rittergüter, vor. Lorenz arbeitete fleißig drauf los, wobei ihm der General eben ſo fleißig zuſah und zutrank. Das Werk war jedoch nicht ſo ſchnell abgethan, als

der König in seiner Ungeduld wünschte und erwartete. Er sandte deshalb eine Staffette nach der andern an Blankensee, um Auskunft zu erhalten. Der General trieb seinerseits den fleißigen Lorenz an, dieser sah sich jedoch außer Stande, allen Anforderungen zu genügen. Die Arbeit war für einen Menschen allein zu groß. Der tüchtige Sekretär nahm noch die Nächte zu Hülfe, aber trotz des angestrengtesten Fleißes konnte er das Unmögliche doch nicht möglich machen. Als der General zu dieser Ueberzeugung gekommen war, entschloß er sich, selbst nach Berlin zu reisen, um dem Könige einen vorläufigen Bericht abzustatten. Zu diesem Zwecke ließ er sich von Lorenz einen kurzen Auszug aus den Akten anfertigen, der auch vollkommen genügend war. So ausgerüstet mit diesem Talisman, welcher seinem allerdings schwachen Gedächtniß zu Hülfe kommen sollte, machte sich Herr Peter von Blankensee auf den Weg nach der Residenz.

Unglücklicher Weise verlor der General das theure Schriftstück, welches seine einzige Stütze war, auf der Reise nach Berlin, und bemerkte mit großem Schrecken seinen schmerzlichen Verlust erst dann, als es zu spät war, um ihn wieder zu ersetzen. Indeß die Klagen konnten ihm nicht helfen, und da er den Zettel häufig genug durchgesehen hatte, so hoffte er auch ohne ihn durchzukommen und dem Könige den gewünschten Rapport abstatten zu können.

Um aber ganz sicher zu gehn, wollte er zuvor eine Probe abhalten. Sein alter Diener mußte sich auf einen Stein

niederſetzen und die Perſon des Königs vorſtellen. Der General machte ihm eine tiefe Verbeugung, faßte ſich ein Herz und begann ſeinen Vortrag. Leider blieb er ſchon bei den erſten Worten ſtecken, da er eben kein großer Redner war und ſein ſchwaches Gedächtniß ihn im Stiche ließ. Er brach daher dieſen verunglückten Verſuch ab und fuhr mit beklommenen Herzen nach Berlin. Sobald er ſeine Kleider gewechſelt hatte, ging er auf das Schloß, wo ihn der König mit großer Freude empfing und ſeinen Bericht mit Sehnſucht erwartete.

Der General, welcher nicht ganz auf den Kopf gefallen war, hatte ſich indeß ein Auskunftsmittel erſonnen. Er bat den König um die Erlaubniß, ſeinen Bericht ſchriftlich einreichen zu dürfen, und forderte deshalb einen tüchtigen Schreiber, dem er ſeine Angaben diktiren wollte. Sogleich erhielt das Finanz-Direktorium den Auftrag, ein dazu geeignetes Subjekt dem General zur Verfügung zu ſtellen. Zu dieſem Zwecke erſchien Herr von Blankenſee ſelber in der Verſammlung des Kollegiums und ließ die aufgeſtellten Subaltern-Beamten förmlich die Revue paſſiren. Endlich wählte er den *größten* Schreiber, der nach ſeiner Meinung auch der geſchickteſte ſein mußte. Als der General mit dieſem allein war, richtete er die ſeltſame Frage an den großen Schreiber:

„Kann Er auch ſchreiben?“

Der Angeredete warf ſich in die Bruſt.

„Euer Excellenz! ich bin ja geheimer Expedient beim Finanzkollegio."

„Na, das freut mich," verſetzte der General freundlich. „Er ſcheint auch ein braver Kerl zu ſein, Er mag wohl ſeine ſiebentehalb Fuß meſſen. Na, ſetz' Er ſich und ſchreib' Er gleich. Ich ſoll dem König berichten, was er von Pommern haben kann, und dabei muß Er mir helfen."

„Zu Befehlen, Eure Excellenz," ſagte der Schreiber mit einem Katzenbuckel.

Darauf fing er auch ſogleich an, den Eingang des Berichtes aufzuſetzen, Datum und die Titulaturen an den König niederzuſchreiben. Der General ſah ihm aufmerkſam und verwundert zu.

„Was macht Er da?" fragte er den Schreiber.

„Ich ſchreibe die gewöhnlichen Formalien."

„O, Er iſt ein ſchmucker Kerl, nur man weiter."

Der Schreiber hatte indeß ſeine Feder niedergelegt und ſah Blankenſee erwartungsvoll an, desgleichen that auch der General.

„Na, warum ſchreibt Er denn nicht fort?" fragte dieſer.

„Ich erwarte, daß Euer Excellenz mir diktiren wollen."

„Was? — Diktiren?" ſchrie der General mit grimmigem Geſicht. „Ich denke, daß Er ſchreiben kann. Schreibe Er, oder ihn ſoll gleich —"

Der erſchrockene Beamte griff ſogleich wieder zur Feder.

Der General aber rannte verzweiflungsvoll im Zimmer auf und ab.

„O mein Gott, mein Gott," jammerte er. „Ich bin so ein alter Kerl geworden und nun soll ich zu Schanden werden. Was wird der König sagen, wenn Blankensee nicht vor ihm besteht und sich blamirt? O Lorenz, Lorenz! Wärst Du nur hier, Du würdest mir aus all meiner Noth helfen. Das ist ein Kerl, der kann noch Was."

Indessen hatte der Schreiber nichts Eiligeres zu thun, als dem Befehle des Generals nachzukommen. Wörtlich schrieb er die komische Klage desselben nieder. Blankensee, der ihn jetzt erst wieder ansah, bemerkte, was er that.

„Kerl!" schrie er ihm zu, „was unterstehst Er sich?"

„Euer Excellenz!" stotterte der Beamte, „ich schreibe nur, was Sie mir diktiren."

„Esel!" schnaubte der General, indem er auf den Erschrockenen losſprang und den angefangenen Bericht zerriß. Dabei machte er eine Bewegung mit dem Stock, deren Erfolg der Schreiber nicht weiter abwartete. So schnell seine Beine dies gestatteten, entfloh er aus der Nähe des Gefürchteten. Noch ganz erhitzt von diesem Auftritte, eilte Blankensee zu dem König.

„Nun, mein lieber Blankensee," rief ihm dieser gnädig entgegen, „seid Ihr schon fertig mit der Arbeit?"

„Na, Eure Majestät," versetzte kläglich der General. „Von all den Kerls im Finanzkollegio kann Keiner nichts.

Erlauben Eure Majestät, daß der Lorenz kommen darf. Er hat zwar nicht das Maß, aber er weiß Alles auf ein Haar. O, das ist ein Kerl, an dem Euer Majestät Ihre Freude haben werden."

Blankensee rühmte nun dem König die Fähigkeiten seines Lorenz so sehr, daß dieser in der That neugierig wurde, einen solchen Ausbund von Gelehrsamkeit und Wissen kennen zu lernen. Er schickte auch sogleich eine Staffette nach Pommern ab, mit dem Befehl, ihm den Lorenz augenblicklich nach Berlin zu spediren. Der bescheidene Sekretär war nicht wenig von dieser Botschaft überrascht. Er raffte seine Akten und Berichte zusammen und begab sich mit klopfendem Herzen nach der Residenz. Sobald er angekommen, wurde dies dem König gemeldet. Dieser gab den Befehl, daß er mit Blankensee den geforderten Bericht ausarbeiten und dem König Vortrag halten sollte. Beide wurden außerdem zur königlichen Tafel eingeladen.

Der General war äußerst erfreut, seinen alten Lorenz wiederzusehn.

„Kerl!" rief er in munterer Laune, „was bist Du glücklich. Du sollst morgen bei dem König essen."

„Unmöglich!" versetzte verlegen der arme Sekretär. „Ich muß noch den Bericht anfertigen und damit werde ich kaum fertig, wenn ich auch die ganze Nacht aufbleibe. Außerdem kann ich nicht bei Hofe erscheinen. Ich besitze nur den alten blauen Rock, in dem Sie mich hier sehen."

„Das hat nichts zu sagen," meinte sein Gönner. „Der Schneider soll Dir gleich Maß nehmen und Dir ein Gallakleid bis morgen anfertigen, in dem Du Dich wirst sehen lassen können. Aber jetzt setze Dich und schreibe, damit wir mit Ehren vor dem König bestehn."

Der Schneider wurde gerufen und nahm Lorenz Maß zu einem Kleide, welches auf Befehl des Generals reich mit goldenen Tressen besetzt werden sollte. Gegen Abend war dasselbe bereits fertig. Der Sekretär mußte es anprobiren, und weil er keinen Augenblick bei seiner Arbeit verlieren durfte, zog er den Gallarock nicht mehr aus, sondern behielt ihn an. So schrieb er ohne Pause und Unterbrechung bis nach Mitternacht. Blankensee saß daneben und hatte nach seiner Gewohnheit für eine Flasche guten Weins gesorgt, um seinen Schützling zu stärken. Mit Hülfe dieses Zaubertranks kam auch die Arbeit glücklich zu Stande. Der fleißige Sekretär machte gegen Morgen den letzten Strich, griff aber, ein wenig übermüdet und verschlafen, in der Zerstreutheit statt nach der Sandbüchse nach dem Dintenfaß, das er nicht allein über das Papier, sondern auch über das schöne neue Gallakleid ausgoß.

Blankensee und Freund Lorenz sahen sich lange Zeit entsetzt und sprachlos an. Der General erhielt zuerst seine Besinnung wieder. Bei einer genaueren Untersuchung zeigte sich der Schaden nicht so bedeutend, als es anfänglich schien. Der Bericht hatte wenig gelitten, eine einzige Seite nur

war zerstört, dagegen das Gallakleid vollständig ruinirt und unbrauchbar geworden.

„Nimm einen anderen Bogen," sagte Blankensee, „und mach den Schaden wieder gut. Wir müssen uns helfen, so gut es geht. Ich werde Dir eine von meinen Uniformen geben, die sollst Du anziehen. Der König wird es nicht übel nehmen. Du bist ja ein ehrlicher Kerl, und ein solcher wird meiner Generals-Uniform auch keine Schande machen."

Darauf gingen Beide zu Bette und schliefen ruhig bis zum Morgen. Der General kleidete sich an und ließ für Lorenz eine ganz neue und schöne Uniform aus seinem Vorrathe hervorsuchen. Das Kleid war dem kleinen Sekretär viel zu groß und er sah darin wie eine Vogelscheuche aus. Da half aber nichts und man mußte aus der Noth eine Tugend machen. Unterwegs gab der General noch seinem Schützling viele gute Lehren, wie er sich bei der königlichen Tafel zu benehmen habe. Vor allen Dingen schärfte er ihm ein, nicht zu viel Wein zu trinken, weil er sonst vergessen könnte, wo er wäre.

Lorenz versprach in allen Dingen strenge Folgsamkeit und so gelangten sie in kurzer Zeit nach dem Schloß.

Als der König Lorenz in der Generals-Uniform, die diesem viel zu weit und zu lang war, erblickte, brach er in ein schallendes Gelächter bei diesem possierlichen Schauspiel aus. Blankensee aber blieb gefaßt und versicherte, daß sein Schützling ein ehrlicher und äußerst geschickter Mann wäre,

dem er seine eigene Uniform gegeben, weil der Sekretär kein Gallakleid besitze. Auch Lorenz faßte sich wieder ein Herz, und nachdem der König zu lachen aufgehört, überreichte er ihm den schriftlichen Auftrag und sprach außerdem so klar und faßlich, daß ihm der König äußerst zufrieden auf die Schultern klopfte.

„Blankensee hat Recht," sagte der gnädige Monarch. „Ihr seid ein ehrlicher und brauchbarer Mann und ich werde Euch zu belohnen wissen. Ihr macht der Uniform, die Ihr anhabt, alle Ehre."

Der überglückliche Lorenz bückte sich bis zur Erde. Von freudigem Schwindel ergriffen, wäre er fast auf den glatten Boden niedergesunken, hätte ihn der General nicht zum Glück bei den langen Schößen von hinten gefaßt und zurückgehalten. Darüber lachte der König von Neuem und der ganze Hof mit ihm.

Bei der Tafel wurde der General von seinem Schützling getrennt. Er ließ ihn indeß keinen Augenblick aus den Augen, und so oft Lorenz das Glas zum Munde führte, winkte ihm Blankensee, um ihn an sein Versprechen zu erinnern. Der Sekretär nippte dann nur bescheiden von dem herrlichen Rheinwein, der vor ihm stand. Plötzlich erhob sich der König von seinem Sitze und ließ sich einen vollen Pokal bringen.

„Es lebe der Geheimrath Lorenz!" rief der gütige Monarch.

Ueber dieſen Toaſt verlor der Glückliche faſt ſeine Beſinnung. Kaum vermochte er ſeinen Dank zu ſtammeln. Der Kopf war ihm ganz ſchwindlig von dieſer unerwarteten Erhebung.

Nach aufgehobener Tafel begab ſich der König mit ſeinen Gäſten in das berühmte Tabakskollegium. An einer langen, einfachen Holztafel ſaßen hier Generale und Miniſter, wie ſchlichte Bürgersleute, vor einem Glaſe Wein oder Bier, mit der holländiſchen Gipspfeife im Munde. Man unterhielt ſich in einem freien und ungezwungenen Ton und ſelbſt ein derber Scherz wurde nicht übel genommen. Der Hof-Narr und Präſident der Akademie, Gundling, mußte eine Zeitung vorleſen und es wurde über Krieg und Frieden viel hin und her disputirt. Der König redete im Laufe des Abends mehrere Mal den neuen Geheimrath an und dieſer bemühte ſich, ihm ſtets zur Zufriedenheit zu antworten, ſo daß Lorenz immer mehr in der Gunſt des Monarchen ſtieg. Von allen Seiten wurde ihm indeß fleißig zugeſprochen, und da der General das Winken vergaß, ſo trank ſein Schützling wohl mehr, als er ſonſt vertragen konnte. Von der anſtrengenden Reiſe und den Arbeiten der Nacht ermüdet, ſchlief er endlich ein und ſank zum Schrecken des Generals vom Stuhl, in Gegenwart des Königs.

„O Lorenz!“ rief der erſchrockene Blankenſee. „Was

machſt Du mir für Schande! Eure Majeſtät! nehmen Sie es nur nicht übel, der Kerl kann nichts vertragen!"

„Mein lieber Blankenſee," erwiderte der König, „den guten Mann benimmt das Glück. Wer ſo viel für mich gearbeitet hat, kann auch in meiner Gegenwart ſchlafen. Damit er's aber bequem hat, wollen wir ihn zu Euch nach Hauſe bringen laſſen."

Auf Befehl des Königs mußten zwei Bedienten Lorenz aufheben und in einer Portechaiſe nach der Wohnung des Generals tragen. Da es aber ſchon ſpät war und auf ihr Klopfen Niemand öffnen wollte, ſo ſetzten ſie ihre Laſt fein ſäuberlich vor der Hausthür ab. Da lag nun der neue Geheimrath in der Generalsuniform und ſchnarchte mit den Nachtwächtern um die Wette.

Bald darauf verließ auch Blankenſee das Tabakskollegium. Wie erſtaunte er, als er ſeinen Liebling in dieſer Verfaſſung fand. Leider war die ſchöne Uniform dabei ſtark mitgenommen worden und ſah ſehr ſchmutzig aus. Darüber wurde der General einigermaßen empfindlich.

„O Lorenz!" klagte er. „Was haſt Du gemacht? Ein Geheimrath biſt Du? Ein S..... biſt Du!"

Da der Angeredete aber feſt ſchlief und ihn nicht hören konnte, ſo blieb dem guten Blankenſee nichts übrig, als ſeinen Schützling ſelbſt zu Bett zu bringen.

Am andern Morgen glaubte Lorenz nur geträumt zu haben. Erſt als ſein Auge auf das gnädige Handſchreiben

des Königs fiel, welches seine Ernennung zum Geheimrath enthielt, erinnerte er sich des vergangenen Tages und seines Glückes. Der General gratulirte ihm mit aufrichtigem Herzen.

„Aber meine Uniform borge ich Dir nicht wieder," sagte er mit versöhnendem Lächeln.

Einige Tage mußte Lorenz noch in Berlin verweilen. Er wurde auch wieder zu dem Tabakskollegium geladen, wo er sich besser benahm als das erste Mal. Der König gab ihm wiederholte Beweise seiner Gnade. Als er endlich nach Stargardt zurückkehrte, kam ihm seine Frau entgegen.

„Nun," fragte sie, „was bringst Du von Berlin? Gewiß hast Du für all Deine Mühe nichts bekommen. Du bist und bleibst ein geduldiger Esel und wirst es niemals weiter bringen."

„Diesmal irrst Du Dich," sagte Lorenz ruhig. „Ich habe unsern gnädigen König gesehen und er hat mich zum Geheimrath ernannt."

„Du und Geheimrath? Du willst mich nur zum Narren halten."

Da zog Lorenz sein Diplom hervor und die Frau Geheimräthin sank ihrem Manne weinend an die Brust.

„Wem hast Du das zu verdanken?" fragte sie noch immer ungläubig.

„Meinen beiden Vettern."

„Von denen hast Du nie was vorher gesagt."

„Du kennſt ſie ſchon ſo lange wie mich.“

„Und wie heißen ſie?“

„Fleiß und Redlichkeit.“

Vor dieſen Vettern bekam die Frau Geheimräthin von nun an einen ungeheuren Reſpekt. Sie that Alles, was ſie ihrem Manne an den Augen anſehen konnte, und wenn er arbeitete, zankte ſie nicht mehr mit ihm. Lorenz behauptete ſich durch ſeine beiden Vettern nicht nur auf ſeinem Poſten, ſondern wurde mit der Zeit noch höher befördert. Der König blieb ihm gewogen und erhob ihn ſogar in den Adelſtand.

Der gute General vergaß ebenfalls ſeinen Schreiber nicht und ſchickte ihm jede Weihnachten ein Faß alten Rheinwein, damit er ſich daran gewöhne. Das that auch Lorenz und mit der Zeit ſtieg ihm der Wein ebenſowenig zu Kopf, wie ſein wohlverdientes Glück.

Der Tambour Fritze in Neiße.

Einen ſchmuckeren Burſchen gab es wohl nicht bald, als den Tambour Fritze, der bei ſeinem Regimente in der Feſtung Neiße ſtand, wohlgelitten von ſeinen Kameraden und beliebt bei ſeinen Vorgeſetzten. Aber noch weit lieber hatten ihn die jungen Mädchen und wenn er mit der Trommel raſſelnd durch die Straßen zog, da ſchaute ihm ſelbſt manche ſchöne und wohlhabende Bürgerstochter mit freundlichen Augen nach und ihr Herz hüpfte, wenn er ſeine luſtigen Wirbel ſchlug.

Es war die Feſtung Neiße aber noch nicht lange Zeit in preußiſchen Händen, da ſie Friedrich der Große erſt im ſchleſiſchen Kriege erobert hatte. Die meiſten Einwohner waren gute Katholiken und noch beſſer öſterreichiſch geſinnt. Die Nähe der Gränze unterhielt die alten Verbindungen und die frühere Anhänglichkeit an das alte Kaiſerhaus. Maria Thereſia und ihr Miniſter Kaunitz konnten auch nicht den Verluſt der ſchönen Stadt und der ſtarken

Festung verschmerzen und thaten ihrerseits was sie konnten, um wieder in den Besitz derselben zu gelangen. Es fehlte nicht an Plänen und geheimen Unterhandlungen, um zu diesem Ziele zu gelangen.

Der Kommandant der Festung war der General Wallrawe, ein geschickter Ingenieur, dem der König den wichtigen Posten anvertraut hatte, weil er ihn für einen ebenso talentvollen wie ehrenwerthen Soldaten hielt. Außerdem gehörte der General dem Freimaurer-Orden an, dessen oberster Meister vom Stuhle Friedrich der Große selber war. Die Mitglieder des Ordens aber betrachteten sich wie Brüder und der König glaubte deshalb doppelt auf Wallrawe zählen zu dürfen.

Der General hatte uur einen einzigen Fehler, daß er sich von seiner Geliebten beherrschen ließ. Diese war die Frau eines Feldwebels der Neißer Garnison, und, wie sich das von selber versteht, eine gemeine und habsüchtige Person. Sie dachte nur auf ihren Vortheil und scharrte so viel Geld zusammen, als sie habhaft werden konnte; es kam ihr dabei gar nicht darauf an, ob es mit rechten oder unrechten Dingen zuging. Mit der Zeit hatte sie eine solche Gewalt erlangt, daß man sie im Scherz und im Vertrauen nur die „Frau Kommandantin" hieß. Wer Etwas von dem General haben wollte, mußte sich an sie wenden und natürlich durfte das nicht mit leeren Händen geschehen. Wenn ein reicher Bauerssohn vor dem Soldatenstande sich

ſcheute, ſo brauchte er ſich nur zu der Frau Feldwebel zu bemühen und ſie gab ihn frei gegen eine angemeſſene Summe. Lieferanten und Bau-Unternehmer, welche durch Durchſtechereien reich werden wollten, verſtändigten ſich zuerſt mit ihr und ſchloſſen einen vortheilhaften Handel ab, wobei ſie ihren Hauptſchnitt machte. Hatte ein Soldat ſich vergangen, ſollte er eingeſperrt werden, oder gar Spießruthen laufen, ſo kaufte er ſich mit Geld bei ihr los und die Strafe wurde ihm erlaſſen.

Die Frau Feldwebel war aber nicht nur auf das Geld erpicht, ſondern auch ſehr ehrgeizig, und ſie ruhte deshalb nicht eher, bis der General ihrem Manne vom König einen Titel und die Stelle eines Kriegszahlmeiſters verſchafft hatte. Friedrich der Große war zwar von Allem gut unterrichtet, aber er drückte diesmal aus Gefälligkeit für den trefflichen Ingenieur ein Auge zu und bewilligte ſeine Bitte, nur in der betreffenden Kabinets-Ordre konnte er eine leiſe Anſpielung auf die eigenthümlichen Verdienſte des gefälligen Ehemannes nicht unterdrücken, was auch der General ganz gut verſtand, aber ſich nicht ſonderlich zu Herzen nahm.

Die Frau Kriegszahlmeiſter trat jetzt ihrem neuen Stande gemäß auch auf und machte förmlich ein vornehmes Haus. Sie bezog eine große Wohnung und richtete ſich darin mit den feinſten Möbeln und Tapeten ein. Nichts war ihr ſchön und theuer genug. Ihr Mann mußte es den Offizieren in jeder Beziehung gleich thun, ein ſilbernes Portepee

tragen und aus einem reich beschlagenen Meerschaumkopfe rauchen. Sie selber gab große Gesellschaften und lud die Honorationen der Stadt und selbst Stabs-Offiziere ein, unter denen sich wirklich Einige fanden, die aus Rücksicht auf den General und seine Stellung ihr Haus besuchten. Aber es waren doch noch mehrere, welche eine solche Ehre verschmähten und ihr nicht undeutlich zu verstehn gaben, daß sie mit einer so zweideutigen Person nichts zu thun haben wollten.

Das wurmte die Frau Kriegszahlmeistern und sie beklagte sich bei dem General, der allerdings dadurch zu seinen Untergebenen in eine schiefe Stellung kam.

Ihre üble Laune ließ die Frau Kriegszahlmeister gewöhnlich an ihren Dienstboten aus; am meisten hatte das Stubenmädchen, Namens Marie, von ihr zu leiden, welche die Braut des Tambour Fritze war. Beide liebten sich herzinnig, aber ans Heirathen durften sie nicht denken, da sie erstlich nichts hatten und zweitens keinen Consens erlangen konnten, weil auch dazu Geld gehörte. Sie waren schon zufrieden, wenn sie sich ab und zu einmal sehen konnten, was gewöhnlich in der Dämmerstunde geschah, wenn Marie herabkam, um Wasser zu holen. Dann begleitete sie der geliebte Tambour und er nahm ihr die schweren Eimer ab, füllte sie am Brunnen und trug sie wieder nach Hause. Unter der Thür blieben die jungen Leute noch ein Weilchen stehen und sprachen, wovon junge Leute zu sprechen pflegen,

von ihrer Liebe und von der Zukunft, bis die kreiſchende und ſcheltende Stimme der Frau Kriegszahlmeiſter dem ſüßen Geſchwätz ein Ende machte.

Eines Abends als der Tambour Fritze wieder auf ſeinen Schatz wartete, bemerkte er in der Nähe des Hauſes einen Mann in einen Mantel ſo dicht eingehüllt, daß ſein Geſicht nicht zu erkennen war. Das Benehmen des Vermummten und ſein ganzes Ausſehn kam dem Tambour verdächtig vor und ſchon regte ſich die Eiferſucht in ſeinem Herzen. Der Unbekannte ſah ſich vorſichtig um und ſchien hier Jemand zu erwarten. Fritze wich nicht von ſeinem Poſten, obgleich den Fremden ſeine Gegenwart augenſcheinlich unangenehm berührte.

Beide beobachteten ſich ſo einige Zeit, ohne ein Wort zu reden, bis der Vermummte zuerſt das Schweigen brach.

„Wie es ſcheint," ſagte er mit verſtellter Stimme, „iſt Er, mein Freund, hier in dem Hauſe gut bekannt. Will Er mir einen Gefallen thun?"

„Es kommt darauf an, was Ihr von mir verlangt," erwiederte der Tambour.

„Er ſoll mir nur einen Brief an die Frau Kriegszahlmeiſter beſtellen."

„Wenn es weiter nichts iſt, ſehr gern."

„Es ſoll auch nicht ſein Schaden ſein, wenn Er mir die gewünſchte Antwort bringt."

„Macht keine Umſtände und gebt nur das Schreiben her."

„Aber wird Er es auch in keine andere Hände liefern?"

„Wenn Ihr mir nicht traut, so laßt es bleiben."

„Er scheint mir ein ehrlicher Bursche zu sein."

„Das will ich meinen. Wenn ich etwas sage, so ist es grad so gut, als wenn ein Anderer schwört."

„Er ist mein Mann und ich sehe, wir werden gute Freunde werden. Jetzt nehm' Er den Brief und trag' Er ihn zu der Frau Kriegszahlmeister; sie wird Ihm eine Antwort geben, die Er mir hierher bringt. Ich werd' Ihn vor dem Hause erwarten."

Der Tambour nahm den Brief, welchen ihm der Fremde, sich vorsichtig umschauend, einhändigte. Fritze dachte sich nichts Arges dabei, höchstens muthmaßte er irgend einen heimlichen Liebeshandel des Unbekannten mit der Frau Kriegszahlmeister, die wegen ihrer Galanterieen hinlänglich in der Garnison bekannt war. Er nahm daher keinen Anstand, den ihm gegebenen Auftrag auszurichten, zumal er bei dieser Gelegenheit seine Marie zu sehen oder gar bei der Frau Kriegszahlmeister ein freundliches Wort für seine Liebe einzulegen hoffte.

Als er das Schreiben übergab, sah diese ihn mit halb mißtrauischen, halb erschrockenen Blicken an.

„Wie kommt Er zu den Brief?" fragte sie, ihn mit den scharfen stechenden Augen fast durchbohrend.

„Ein Fremder hat ihn mir gegeben."

„Und weiß Er, was darin steht?"

„Wie ſoll ich das wiſſen?“ antwortete er treuherzig. „Ich kümmere mich nicht um anderer Leute Angelegenheiten und thue nur, was man mir aufträgt. Alles Uebrige geht mich nichts an.“

Die Frau Kriegszahlmeiſter nickte zufrieden mit dem Kopfe, denn die ehrlichen Züge und offenen Antworten des Tambours ſchienen ihr zu gefallen.

„Das iſt vernünftig,“ ſagte ſie nach einigem Nachdenken. „Ich glaube, daß Er ein treuer und zuverläſſiger Menſch iſt, dem man trauen kann. Iſt nicht die Marie, welche in meinen Dienſten ſteht, Seine Braut?“

„Freilich, und ſchon länger als ein Jahr, aber wir können uns nicht heirathen, weil der Conſens fehlt.“

„Der ſoll nicht ausbleiben,“ entgegnete die Kriegszahlmeiſterin, „wenn Er verſchwiegen iſt und gehorſam. Ich werde Seinetwegen mit dem General ſprechen und Er weiß, daß mein Wort Etwas gilt. Aber vor allen Dingen reinen Mund und Folgſamkeit.“

„Wenn ich meine Marie bekomme, ſo will ich Alles thun, was die Frau Kriegszahlmeiſter von mir verlangen, und mich eher in Stücke reißen laſſen, als Sie verrathen.“

„Es iſt gut, mein Sohn, und ich werde an Ihn zur gelegenen Zeit denken.“

Der glückliche Tambour, der ſchon den Trauſchein in der Taſche zu haben glaubte, wußte gar nicht, was er vor Dankbarkeit ſagen oder thun ſollte. Er wäre am liebſten

jetzt gleich für die Frau Kriegszahlmeister in's Wasser gesprungen und durch's Feuer gegangen. Diese setzte sich an den Tisch und schrieb einige Zeilen, welche sie sorgfältig versiegelte.

„Den Brief," fügte sie hinzu, „geb' Er dem fremden Herrn, den er von mir schön grüßen kann. Der wird Ihm auch das Weitere sagen, was Er zu thun hat, um sich den Consens zu Seiner Heirath zu verdienen."

Darauf nickte sie ihm freundlich zu und winkte ihm mit der Hand, daß er sich entfernen solle, da es die Stunde war, wo sie den General erwartete.

Wie ein selig Berauschter schwankte der Tambour aus der Thür und die Treppe hinab. Vor dem Hause fand er auch richtig den Unbekannten, dem er den Brief einhändigte und auch den mündlichen Auftrag bestellte.

„Das hat Er gut gemacht," sagte der Fremde. „In acht Tagen komme ich zu derselben Zeit wieder, und Er kann mich erwarten; aber nicht hier vor dem Hause, sondern an der kleinen Eingangspforte der Pfarrkirche. Sollte ich jedoch verhindert sein, selber zu erscheinen, so werd' ich einen Stellvertreter schicken. Die Losung für diesen Fall ist: „Neiße und Wallrawe."

Mit diesen Worten entfernte sich der Unbekannte, nachdem er noch einen blanken ungarischen Dukaten in die Hand des erstaunten Tambours gedrückt hatte.

Wer war jetzt glücklicher als Fritze?

Er hatte ein Goldstück, eine Summe wie er sie früher nie besessen und hoffte den Heiraths-Consens in kurzer Zeit zu erlangen und sein geliebtes Mädchen als Frau heimzuführen. Er hätte jetzt mit keinem Könige der Welt getauscht. Nur Eins wollte ihm bei ruhigerem Nachdenken nicht gefallen, daß er gleichsam die Rolle eines Zwischenträgers bei einem unerlaubten Liebeshandel spielte; aber an der Frau Kriegszahlmeister war, wie er sich vor seinem eigenen Gewissen entschuldigte, nichts zu verderben, und wenn ihr Liebhaber, der General, von ihr betrogen wurde, so geschah dem alten Gecken nur sein Recht.

Die Hauptsache für den Tambour aber blieb die Einwilligung zu seiner Heirath mit Marie, die er nur auf diese Weise erlangen konnte. Seine Liebe unterdrückte die leisen Mahnungen, die ihn unwillkürlich beschlichen; denn von Natur war er die ehrlichste und treuste Haut, die je in einem preußischen Soldatenrock gesteckt.

Hätte er glauben können, daß etwas Schlimmeres und weit Bedenklicheres in dem Handel steckte, so würde er seine Hand nicht dazu gereicht haben, auch wenn er für immer seiner Liebe darum zu entsagen gezwungen worden wäre.

Alle diese in ihm aufgestiegenen Bedenklichkeiten verschwanden bei dem Anblick der lieblichen Marie, die jetzt mit den Wassereimern herabkam und mit ihrer freundlichen Stimme: „Guten Abend, Fritze!“ ihm schon von Weitem entgegenrief.

In der Freude ſeines Herzens theilte er ihr nur ſo viel mit, als er ſeinem Verſprechen gemäß ihr ſagen durfte.

„Wir bekommen den Conſens!“ rief er ihr jubelnd zu.

„Aber wie iſt das zugegangen?“ fragte ſie überraſcht.

„Das werd' ich Dir ſchon ein andermal erzählen; für heute begnüge Dich mit der frohen Nachricht, wir bekommen den Conſens.“

„Den Conſens, den Conſens!“ jauchzte ſie mit ihm.

Beide reichten ſich die Hände und es fehlte nicht viel, ſo hätten ſie vor lauter Luſt und Seligkeit auf der Straße zur Verwunderung aller Vorübergehenden getanzt. Sie gingen nicht, ſie ſchwebten bis zu dem Marktbrunnen, wo die Eimer unter Scherz und Freude ſchnell gefüllt wurden. Sie konnten gar nicht aufhören, von ihrem Glücke zu ſprechen, während das Waſſer aus den Röhren ſprudelte und in ihre Unterhaltung ſein anmuthiges, murmelndes Geplauder zu miſchen ſchien, und aus den Wellen der Wiederſchein des ſilbernen Mondes und der goldenen Sterne ihnen entgegenſchimmerte. Sie hätten die ganze duftig warme Sommernacht an dem Brunnen zubringen können. Längſt waren die Eimer gefüllt und liefen über, ohne daß ſie ſich darum kümmerten. Sie ſahen nur ſich und hörten nicht einmal die Nachtigall, welche in einem benachbarten Garten ein ſchmetterndes Brautlied ſang.

Welche Pläne wurden für die Zukunft entworfen, wie reizend malten ſie ſich ihre kleine Häuslichkeit aus!

„Ich werde den Abſchied nehmen und dann bekomme ich gewiß einmal eine Anſtellung als Stadtpfeifer, denn ich ſchlage nicht nur die Trommel, ſondern ich ſpiele auch noch alle anderen Inſtrumente. Ich geige die ſchwerſten Stücke vom Blatte und blaſe Klarinette und Waldhorn.“

„Und ich kann feine Wäſche waſchen und auch ſticken. Damit verdiene ich mindeſtens ſo viel, daß ich mich kleiden kann.“

„Das leide ich nicht,“ ſagte der glückliche Tambour. „Alle Kleider bekommſt Du von mir, ſonſt hab' ich keine Freude, wenn ich ſie nicht Dir anſchaffe. Ich hab' ſchon das Geld dafür beſtimmt, das ich verdiene, wenn ich bei Hochzeiten aufſpiele.“

„Das wollen wir lieber als einen Nothgroſchen zurücklegen. Man muß doch auch an die Zukunft denken.“

„Da haſt Du wieder Recht, Marie! Du biſt immer klüger als ich. Die Kinder werden auch Einem manchen Thaler koſten.“

„Was Du da für Dummheiten redeſt. Wer wird denn gleich an Kinder denken?“

„Die werden mit Gottes Hülfe nicht ausbleiben,“ lachte der Tambour, während Marie über und über roth wurde.

„Du verdienſt wirklich eine Strafe für Deine einfältigen Reden,“ ſagte ſie, und ehe Fritze es ſich verſah, hatte ſie ihre hohle Hand in das Waſſer getaucht und ihn beſpritzt.

„Warte! — Das ſollſt Du mir büßen," rief der naſſe Tambour und küßte ſie herzhaft.

So ſchäkerten und ſcherzten ſie wie fröhliche Kinder, bis die Glocke vom Rathhausthurme mit ihrem brummenden Tone dazwiſchenfuhr und mahnte, daß es Zeit zum Nachhauſegehen ſei.

„Gute Nacht!" flüſterte Marie. „Schlaf wohl, mein Schatz! Ich werde von Dir träumen."

„Träume von dem Conſens! Gute Nacht, Marie!"

Der bleiche Mond machte ein neidiſches Geſicht, als er ſah, wie der glückliche Tambour die friſchen ſüßen Lippen ſeines Mädchens küßte.

Acht Tage waren ſeitdem vergangen; eingedenk ſeines Verſprechens wartete Fritze in der Dunkelſtunde auf dem Fremden an der kleinen Pforte der Pfarrkirche. Er ſtand ſchon eine geraume Zeit auf ſeinem Poſten, ohne daß ſich ein menſchliches Weſen ſehen und hören ließ. Plötzlich trat hinter einem Pfeiler eine dunkle Geſtalt hervor, die aber größer und ſchlanker als der Unbekannte war.

„Neiße!" flüſterte der neue Gaſt.

„Wallrawe!" antwortete der Tambour und gab die verabredete Loſung.

„Mein Freund konnte nicht ſelber kommen und hat mich

deshalb geſchickt, um Ihm dieſe Briefe zu übergeben. Der eine iſt für die Frau Kriegszahlmeiſter, der andere für den Syndikus."

„Für den Syndikus?" fragte Fritze verwundert. „Was hat denn der mit der Geſchichte zu thun? Ich denke, daß Niemand darum wiſſen ſoll außer wir."

„Wir können auf den Syndikus uns verlaſſen. Er hat die Bürger gehörig bearbeitet. Wenn der Tanz los geht, werden ſie ſich bewaffnen und die Garniſon mit uns zu gleicher Zeit angreifen, ſo daß kein Mann am Leben bleiben wird."

Zum Glück für den Tambour verhüllte eine Wolke gerade den hellen Mond, ſonſt hätte der Fremde beim Anblick des erſchrockenen Preußen und ſeines geiſterbleichen Geſichtes Verdacht ſchöpfen müſſen. Fritze faßte ſich jedoch ſo gut er konnte und that, als ob er in Alles eingeweiht ſei, da er wußte, daß ſein eigenes Leben auf dem Spiele ſtand. Er hatte nicht umſonſt unter dem Mantel des Unbekannten zwei Piſtolenläufe hervorblitzen ſehen. Bei dem geringſten Zeichen von Ueberraſchung hätte dieſer wahrſcheinlich von ſeinen Waffen Gebrauch gemacht. Deshalb heuchelte er die größte Unbefangenheit und kein Zug, keine Miene verrieth die innere Bewegung, als er ſo ruhig von der beabſichtigten Ermordung ſeiner Waffenbrüder ſprechen hörte; denn daß es einzig und allein darauf abgeſehen war, daran konnte er jetzt nicht mehr zweifeln.

Es lag ihm nun vor allen Dingen daran, das Nähere über den Plan und besonders die Stunde der Ausführung zu erfahren, aber er wagte deshalb keine Frage an seinen Begleiter zu richen, um sich nicht zu verrathen. Dieser kam jedoch seinen Wünschen zuvor und vergaß die für Verräther nöthige Vorsicht im entscheidenden Augenblick.

„Guter Freund," sagte der Fremde zu Fritze, „Er würde auch gut thun, seine Uniform heute abzulegen, damit ihn unsere Leute in der Dunkelheit nicht verkennen und wie alle Preußen über die Klinge springen lassen. Hat Er mich verstanden?"

„Vollkommen, und ich danke Euch für Euren guten Rath."

„Um ein Uhr Morgens, wenn Alles im tiefen Schlafe liegt, stehen wir am Thore. Der General hat dafür gesorgt, daß der Posten nur schwach besetzt ist. Mit den paar Mann werden wir schnell fertig sein und dann ist Neiße unser. Alles, was wahr ist, ein schlauer Kerl muß dieser Wallrawe sein. Kein Mensch hat eine Ahnung, daß er mit Oesterreich unter einer Decke spielt. Und wie fein er die Geschichte eingefädelt hat! Der König von Preußen muß glauben, daß Neiße durch Ueberrumpelung in unsere Hände gefallen sei, damit die Ehre des Generals nicht verloren gehe. Er läßt sich selber zum Kriegsgefangenen machen, tritt dann in österreichische Dienste und wird mit großen

Gütern in Böhmen und dem Grafentitel belohnt. Iſt das nicht ſchlau erſonnen?"

„Gewiß!" ſtammelte der Tambour. „Sehr ſchlau, wenn nur nicht der Teufel dazwiſchen fährt."

„Wo denkt Er hin? Jetzt iſt es ſchon neun Uhr und um Mitternacht brechen wir auf. Wer ſoll uns verrathen? Morgen trinken wir auf den Wällen von Neiße eine Flaſche Ungarwein auf das Wohl unſerer gnädigſten Kaiſerin. Bis dahin Gott befohlen."

Mit dieſem Gruße verſchwand der öſterreichiſche Zwiſchenträger und ließ den Tambour, erdrückt von der Schwere ſeines Geheimniſſes, zurück.

Fritze ſtieß einen ſchweren Seufzer aus und rieb ſich den Kopf, da er nicht wußte, was er beginnen ſollte.

Sein erſter Gedanke war, den Kapitän ſeiner Kompagnie aufzuſuchen, dieſem Alles mitzutheilen und die Briefe zu übergeben. Er eilte auch nach der Wohnung deſſelben, aber er fand ihn nicht zu Hauſe. Sämmtliche Offiziere, die nicht gerade auf Poſten zu thun hatten, waren, wie Fritze erfuhr, bei dem General zu einem glänzenden Abendbrode vereinigt, wahrſcheinlich um ſich auf dieſe Weiſe ihrer Perſon um ſo beſſer zu verſichern.

Sollte er ſich an die nächſte Wache wenden?

Dort hätte ſicher ihm kein Menſch geglaubt, ihn vielleicht für wahnſinnig gehalten, ſeine Anklage für eine tolle Beſchuldigung erklärt und ihn dem General ausgeliefert, der

als Kommandant wohl die Mittel beſaß, ihn für immer zum Schweigen zu bringen und in einem der unterirdiſchen Gefängniſſe verſchwinden zu laſſen.

Die Zeit verging, ehe er zu einem Entſchluſſe kommen konnte; und doch war keine Minute zu verlieren, wenn er die Feſtung ſeinem Könige erhalten, ſeine Waffenbrüder vor dem ſicheren Tode retten wollte. Er kannte keinen Menſchen, dem er ſich anvertrauen konnte, weder unter dem Militair, noch bei der Bürgerſchaft, welche, wie er wußte, bei dem Komplott mehr oder minder betheiligt war.

Rathlos und in der höchſten Verzweiflung irrte er umher; mit jedem Augenblick wuchs ſeine Verlegenheit.

Es war dunkele Nacht geworden, die meiſten Häuſer ſchon geſchloſſen, nur in der Poſtſtube brannte noch Licht weil ſo eben das Felleiſen mit den Briefſchaften angekommen war. Von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, trat der Tambour in das Haus und fragte nach dem ihm völlig unbekannten Poſtmeiſter.

„Was will Er?“ fuhr dieſer den Tambour an.

„Ich habe hier einige Briefe, die mir unter verdächtigen Umſtänden zur Beſorgung übergeben worden ſind. Es handelt ſich, wie ich glaube, um einen Staatsverrath. Ich wollte Sie daher bitten, daß Sie dieſelben in meiner Gegenwart öffnen und dann thun, was Ihre Pflicht fordert.“

„Dazu habe ich kein Recht,“ entgegnete der Beamte, der ſich ſtreng an den Buchſtaben ſeines Reglements hielt.

„Auch nicht, wenn es ſich darum handelt, dem König ſeine Feſtung und mehr als tauſend brave Soldaten zu retten?“

„Er muß übergeſchnappt ſein,“ erwiderte der Poſtmeiſter mit mißtrauiſchen Blicken. „Was faſelt Er da von einem Verrathe?“

„Ich rede nur die Wahrheit und mache Sie verantwortlich für alle Folgen.“

Dieſe kühne Sprache aus dem Munde eines gemeinen Tambours machte ſelbſt den bornirten Beamten einen Augenblick ſtutzig.

„Ich will die Briefe nach Berlin an das General-Poſtamt ſchicken, das allein die Erlaubniß hat, ſie zu öffnen. Ich ſelber darf es nicht thun, bei Verluſt meines Amtes.“

„Auch dann nicht, wenn davon die Erhaltung einer ganzen Stadt und der geſammten Garniſon abhängt?“

„Auch dann nicht!“

„So iſt keine Hülfe möglich; ſie kommt zu ſpät.“

Mit dieſen Worten ſtürzte Fritze in die dunkele Nacht hinaus. Der Poſtmeiſter ſchaute ihm kopfſchüttelnd nach, da er ihn wirklich für wahnſinnig hielt. Nichtsdeſtoweniger nahm er die zurückgelaſſenen Briefe und ſchickte ſie noch in derſelben Nacht an das General-Poſtamt und mit ſeinem unterthänigſten Berichte nach Berlin.

Fritze eilte durch die menſchenleeren Straßen nach ſeinem

Quartier. Er wußte nicht mehr, was er thun ſollte. In ohnmächtiger Wuth über ſeine eigene Rathloſigkeit warf er ſich faſt weinend auf das ärmliche Lager, das in einem Strohſack beſtand. An dem Kopfende deſſelben ſtand ſeine Trommel. Zufällig fiel ſein Blick auf dieſe und ein plötzlicher Gedanke durchzuckte ihn. Schnell ſprang er wieder auf und hing ſich die Trommel um, während er mit beiden Händen nach den Schlägeln griff.

„Gott wird mir helfen!“ ſagte er getroſt und verließ die finſtere Kammer.

Als er aus der Hausthür trat, ſchlug die Glocke gerade Mitternacht.

Um ein Uhr ſollte der Feind vor den Thoren der Feſtung ſtehen.

Es war keine Zeit mehr zu verlieren.

Die Stadt ſchien ruhig und im tiefſten Schlafe zu liegen. Noch zeigte ſich keine verdächtige Bewegung. Die Bürger warteten muthmaßlich auf das verabredete Zeichen zum Aufſtande und rüſteten ſich heimlich. Am Himmel ſchien der ſilberne Mond und ſchaute friedlich auf die Erde nieder; kein Lüftchen regte ſich, nur der Brunnen auf dem Markte plätſcherte rauſchend durch die ſtille Nacht.

Dort, wo er ſo oft mit ſeinem Mädchen geplaudert, ſtand jetzt der Tambour mit den Trommelſchlägeln in der Hand.

Einen Augenblick ſchien er zu überlegen; er wußte, daß

er ſich einer großen Strafe möglicher Weiſe ausſetzte, wenn er ſein Vorhaben ausführte, aber es galt die Rettung ſeiner Brüder.

Alles ſchwieg noch; kein Laut war weit und breit zu hören.

Plötzlich raſſelte die Trommel, immer lauter, immer wilder, als wollte ſie mit ihrer dröhnenden Warnungsſtimme und ihren dumpfen Wirbeln die ſorgloſen, dem Tode geweihten Schläfer wecken.

Der Tambour ſchlug Allarm und die ſtille Luft trug die wilden Klänge weiter und weiter.

Horch!

Das Echo regte ſich und eine zweite Trommel ließ ſich hören; jetzt eine dritte, welcher eine vierte, fünfte und zehnte folgten.

Es war ein Höllenlärm. Alle Trommeln der Garniſon mußten toll geworden ſein und wirbelten raſſelnd durch die Straßen auf und nieder.

Niemand wußte, was dieſer unerwartete Aufruf zu bedeuten habe; aber die Soldaten kamen von allen Seiten herbeigeſtürzt, gehorchend dieſen wohlbekannten Tönen, welche nur in der Stunde der höchſten Gefahr von ihnen vernommen werden. Die Offiziere eilten herbei, obgleich Niemand wußte, wer eigentlich den Befehl zum Allarmſchlagen gegeben hatte. Schnell formten ſich die Kompagnien zu Bataillonen, die Bataillone zu Regimentern. Die Bajonette

blitzten, Kommandorufe ertönten und die Stille der Nacht wurde durch das kriegerische Getümmel unterbrochen.

Auf den Wällen war es auch lebendig geworden; die Wachen riefen sich zu und die Posten waren ebenfalls allarmirt. Als die Avantgarde der Oesterreicher, welche schweigend bis auf Kanonenschußweite bereits vorgerückt war, den unerwarteten Lärm in der Festung und auf den Wällen bemerkte, machte sie Halt. Der Führer wollte auf das verabredete Zeichen aus der Stadt warten, ehe er etwas Ernsteres unternahm, und da dasselbe ausblieb, so hielt er die Unternehmung für verrathen oder aus irgend einem unbekannten Grunde für mißglückt. Er ließ daher seine Truppen ganz geräuschlos den Rückzug antreten. Auch die im Komplott befindlichen Bürger hielten sich ruhig in ihren Häusern, da sie fürchteten, den Verdacht der Garnison zu erregen. Diese blieb bis zum Morgen unter den Waffen, ohne eigentlich den Grund dafür zu wissen. Instinktmäßig ahnten die Meisten eine drohende Gefahr, obgleich Niemand die näheren Umstände kannte. General Wallrawe, von seinem bösen Gewissen gedrückt, ließ Alles geschehen und gab selbst den Befehl, die schwach besetzten Wachtposten zu verdoppeln. Er that sogar, als ob das Allarmzeichen auf seine Veranlassung gegeben worden sei, um die Wachsamkeit der Besatzung zu prüfen.

Im Stillen stellte er vorsichtige Nachforschungen nach dem eigentlichen Urheber an; da aber Fritze wohl allen

Grund hatte, ſeine rühmliche That vorläufig zu verſchweigen und Niemand ihn geſehen hatte, weil ja alle Tambours faſt zu gleicher Zeit getrommelt, ſo entging er allen weiteren Unannehmlichkeiten.

Er begnügte ſich mit dem Bewußtſein, dem Könige ſeine Feſtung und ſeinen Kameraden das Leben gerettet zu haben, ohne dafür eine beſondere Belohnung zu beanſpruchen.

Unterdeß wurde der General Wallrawe durch einen Brief des Königs nach Berlin beſchieden. Weder er ſelbſt, noch ſeine Umgebung ahnten den eigentlichen Grund, da von ſeinem Verrathe kein Menſch, außer dem Tambour, nur die fernſte Muthmaßung haben konnte. Er trat die Reiſe daher ohne die geringſte Furcht an, obgleich das böſe Gewiſſen ihm doch keine rechte Ruhe ließ. Sobald er angekommen war, ließ er ſich beim Könige melden. Dieſer konnte ihn indeß nicht annehmen, da er gerade ſehr beſchäftigt war. Dafür erhielt der General eine Einladung zu der Großen Loge, deren Haupt und Meiſter vom Stuhle Friedrich ſelber war.

Zur beſtimmten Stunde fand ſich Wallrawe in dem königlichen Schloſſe ein, wo die Loge in einem beſonderen Zimmer abgehalten wurde. Sämmtliche Brüder waren bereits verſammelt, darunter viele Generäle und hohe Staatsbeamte. Die Flügelthüren öffneten ſich und der König trat ein, ohne jedes Abzeichen ſeiner Würde, im einfachen Maurer-

Anzuge, wie alle die Uebrigen. Er ſetzte ſich auf den Stuhl und ergriff den Hammer, mit dem er dreimal auf den Tiſch klopfte, zum Zeichen, daß die Loge nach alter Sitte eröffnet ſei. Friedrich, der den Grundſatz des Ordens, in allen Menſchen ſeine Brüder zu ſehen, zur Aufgabe ſeines ganzen Lebens gemacht hatte, ſchien heute beſonders bewegt zu ſein. Sein ſtrahlendes Auge überflog die glänzende Verſammlung und blieb zuletzt auf den General Wallrawe mit einem eigenen traurigen Ausdruck haften.

Der General konnte den feſten Blick des Königs kaum ertragen; er ſchlug ſeine Augen zu Boden.

Ein trübes Lächeln ſchwebte um die Lippen des großen Friedrich. Er hatte eine bittere Erfahrung mehr gemacht, aber obgleich von dem Verrathe des Schuldigen überzeugt, war er anfänglich entſchloſſen, mild und barmherzig zu verzeihen.

Der König erhob ſich und alle Brüder mit ihm.

In dem großen Saale herrſchte die tiefſte Stille.

„Ich ſehe mich genöthigt," ſagte Friedrich, „als Meiſter vom Stuhl einen unſerer Brüder anzuklagen. Er hat mein Vertrauen gemißbraucht, meine Freundſchaft hintergangen und ein ſchweres Verbrechen begangen; dennoch will ich ihm verzeihen, wenn er aufrichtig ſein Vergehen bekennt und ſich an meine Gnade wendet. Noch bin ich bereit, den reuigen Bruder in ihm anzuerkennen und eingedenk unſeres Bundes ihm Alles zu vergeben. Ich verlange nichts als das Bekenntniß ſeiner Schuld und daß er bereut."

Während der König ſprach, richtete er ſeinen ſcharfen Adlerblick auf den General.

Dieſer aber blieb ungerührt, da er nicht ahnte, daß ſein Verrath durch die vom General-Poſtamte erbrochenen Briefe bereits entdeckt ſei. Er verharrte in ſeiner unglücklichen Verblendung.

Dreimal forderte Friedrich laut und vernehmlich den Schuldigen auf, ſich zu nennen und ſeine Gnade anzuflehen.

Niemand regte ſich.

Da warf der König zornig den Hammer auf den Tiſch und erklärte die Loge für geſchloſſen; er wollte nicht länger das Haupt eines Ordens ſein, der in ſeiner Mitte einen Verräther zählte.

Beſtürzt und tief erſchüttert entfernten ſich die Brüder. Draußen im Vorzimmer ſtand ein Offizier mit einigen Soldaten. Als Wallrawe ſich der Thür näherte, forderte ihm der Offizier den Degen ab und erklärte ihm, daß er ſein Gefangener ſei. Der General ſtand vernichtet und erdrückt von ſeiner Schuld. Vor den König geführt, bekannte er ſich ſchuldig, da ihm Friedrich die Briefe als Beweiſe ſeines Verbrechens entgegenhielt. Jetzt ſtürzte er zu den Füßen des Monarchen und flehte ſeine Gnade an.

„Es iſt zu ſpät," ſagte dieſer; „dem reuigen Bruder hätte ich verziehen, der ſchuldige General kommt auf die Feſtung."

Damit kehrte er ihm kalt den Rücken. Als aber der

General fortgeführt war, überließ sich der große König seinem Schmerz über all die traurigen Erfahrungen, die am wenigsten den Fürsten erspart werden.

„Gott behüte mich vor Menschenhaß!“ betete er aus tiefster Seele!“

Wallrawe wurde nach Magdeburg abgeführt, wo er in dem von ihm früher selbst erbauten „Fort Preußen“ seine Strafe verbüßte. Das Gefängniß war nach seinen eigenen Angaben mit erfinderischer Grausamkeit für Staatsverbrecher eingerichtet worden. Wände und Fußboden waren mit schwarzem Tuche überzogen und gepolstert, so daß der Gefangene sich nicht durch einen Stoß das Leben selber nehmen konnte. Sieben Jahre lebte Wallrawe in diesem düsteren Kerker, den kein Sonnenstrahl erleuchtete, ohne Bücher, ohne menschliche Gesellschaft, nur sich und seinem Gewissen überlassen. Kein Mensch durfte zu ihm, und selbst der Offizier, der ihm das so bereitete Essen brachte, daß er solches ohne Löffel, Messer und Gabel zu sich nehmen konnte, durfte kein Wort mit ihm wechseln. Nach sieben Jahren erhielt er auf Befehl des Königs ein besseres Gefängniß mit einem kleinen Gärtchen daran, wo er wenigstens frische Luft schöpfen und sich Bewegung machen konnte. Die übrigen Bedingungen

blieben dieſelben. Er ſaß bis zu ſeinem Tode, von 1746 bis 1776, alſo dreißig Jahre, abgeſchieden von der lebenden Welt. Einmal wagte er es, durch den achtundachtzigſten Pſalm Davids um Befreiung aus ſeinem Kerker zu bitten, worauf der Monarch mit den Worten des zehnten Pſalmes: „Zerbrich den Arm des Gottloſen und ſuche das Böſe, ſo wird man ſein gottloſes Weſen nimmer finden," ihm abſchläglich antwortete.

Wie aber Friedrich das Verbrechen zu ſtrafen wußte, ſo ließ er ſich es auch angelegen ſein, das Verdienſt zu belohnen. Aus der geführten Unterſuchung ergab ſich, daß der Tambour Fritze durch ſein muthvolles und verſtändiges Benehmen die Feſtung Neiße und die ganze Garniſon gerettet hatte.

Der König ernannte ihn zum Regiments-Tambour mit einem Gehalte, den er anſehnlich durch eine Penſion aus ſeiner eigenen Chatoulle noch erhöhte. Natürlich fehlte es dem glücklichen Fritze nicht an dem nöthigen Conſens, um ſeine Marie zu heirathen.

Am Hochzeitstage erhielt er eine mit Silber beſchlagene Trommel und den Kommandoſtab ſeiner neuen Würde, worauf die Worte eingegraben ſtanden: „Treu und muthig."

Das war ein Geſchenk ſeines Regimentes, das in ſeiner Familie, die überaus zahlreich war, als ein theures Angedenken forterbte.

Friedrich betrat seit jenem Vorfalle keine Loge mehr, da er einmal sich gezwungen sah, gegen einen Bruder das Strafamt zu übernehmen. Er gehörte seitdem, ohne Freimaurer zu sein, dem großen Bunde der unsterblichen Menschenfreunde.

Der Leibkutscher Friedrichs des Großen.

Auf dem Hofe des Königlichen Marſtalls zu Berlin war heut ein reges Leben und Treiben; mitten unter ſeinen Untergebenen ſtand der Leibkutſcher Friedrichs des Großen, ein ſtattlicher Mann mit einem wohlgenährten, rothen Geſichte und gab ſeine Befehle zu der morgigen Vermählungs-Feierlichkeit der Nichte ſeines Herrn mit dem Erbſtatthalter der Niederlande. Bei ſolchen Gelegenheiten zeigte ſich der König gern, wenn er auch ſonſt überaus ſparſam war. Das wußte der alte treue Leibkutſcher Pfund, der ſchon manches Jahr mit ihm gut gefahren war und genau ihn kannte. Deshalb ſah er mit eigenen Augen überall nach und ließ die Wagen und Pferde einer ſtrengen Muſterung paſſiren. Wehe dem Stallknecht, der nicht das ihm untergebene Geſpann ſo ſauber hielt, daß auch nicht ein Stäubchen daran zu finden war; denn der alte Pfund konnte ſehr grob werden, und wo er mit ſeinen gewichtigen Fäuſten hinſchlug, da wuchs kein Gras mehr. Sonſt war's ein herzensguter Mann und der ganze Marſtall liebte ihn wie einen Vater.

Die heutige Revüe ſchien zu ſeiner Zufriedenheit ausgefallen zu ſein, denn er ſchmunzelte und ließ nur von Zeit zu Zeit ein kleines Donnerwetter gegen einen oder den andern Stallbuben los, der nicht ſeine Pflicht gethan. Aber beim Anblick des goldenen Krönungswagens, in dem das hohe Brautpaar ſitzen ſollte, verklärte ſich das dicke Geſicht und glänzte wie die Spiegelſcheiben der Kutſche im hellen Sonnenlichte, und als gar die ſechs Prachtſchimmel mit dem rothſammtnen Geſchirr und den wehenden Federbüſchen vorgeführt und zur Probe angeſpannt wurden, da konnte er es ſich nicht verſagen, auf den Bock zu ſteigen und zweimal um den Hof zu fahren. In dieſem Augenblick kam er ſich faſt ſo bedeutend vor wie der König ſelbſt, den er doch für den größten Mann auf der ganzen Erde hielt. — Nachdem er ſo ſeine Luſt gebüßt, rief er einen Stallknecht, dem er die Zügel zuwarf, worauf er mit großer Würde ſich im Kreiſe umſchaute, um den Zoll der Bewunderung von allen Anweſenden entgegenzunehmen.

„Das wird morgen ein ſchöner Tag werden," wagte einer ſeiner Untergebenen zu bemerken.

„Will es meinen," entgegnete der Leibkutſcher. „Ich hoffe mit meinem Fahren alle Ehre einzulegen."

„Und die Trinkgelder, die es abſetzen wird."

„Die äſtimire ich weniger als die Ehre und meine Reputation. Geld iſt eine ſchöne Sache, aber die Glorie iſt mir lieber. Wenn der König ſagen wird: „„Pfund, ich

bin mit Dir zufrieden!“ ſo iſt es mir mehr werth, als tauſend Dukaten.“

„Aber das ſchöne Eſſen und Trinken iſt auch nicht zu verachten.“

„Allerdings nicht, und ich hoffe ihm alle Ehre anzuthun, da Seine Majeſtät mir noch den Spezial-Auftrag gegeben hat, den Leibkutſcher des Herrn Erbſtatthalters zu traktiren. Werde nicht manquiren, ein ordentliches Eſſen im „König von Portugal“ zu beſtellen, damit der Holländer ſieht, daß wir Preußen auch zu leben wiſſen. Wir wollen uns einmal ſehen laſſen.“

„Auf Rechnung des Königs?“

„Verſteht ſich, und der alte Fritz läßt ſich bei ſolchen Affairen nicht lumpen. Ich weiß, wie er es gern hat. Das Traktament, das ich gleichſam in ſeinem Namen gebe, ſoll ſich gewaſchen haben. Der ganze Marſtall iſt hiermit eingeladen, mit Ausnahme der Stallbuben, was ſich auch nicht ſchicken würde.“

Bei dieſen Worten erhob ſich ein lautes Jubelgeſchrei auf dem Hofe, das gar nicht enden zu wollen ſchien.

„Gut, ſchon gut!“ winkte gnädig der Beherrſcher des Stalles und ſchickte ſich an, in ſeine Wohnung zurückzukehren, nachdem er nochmals ſeine Untergebenen für den morgenden Tag die ſtrengſte Pünktlichkeit und Sauberkeit eingeſchärft hatte.

Als er in die Stube trat, fand er ſeine Frau im eifrigen

Gespräche mit einem Fremden, der seinem Aussehen und seiner Tracht noch ein Geistlicher vom Lande schien.

„Vetter Frommberg!“ sagte Madame Pfund, den Besuch vorstellend. „Ich hab' Dir schon oft von ihm erzählt.“

„Freut mich,“ entgegnete der Leibkutscher, dem Pastor die derbe Hand entgegenstreckend, „freut mich, Sie einmal bei uns zu sehen. Sind wohl auch gekommen, den Spektakel morgen anzusehen, wo unsere allergnädigste Prinzessin sich mit dem Erbstatthalter von Holland verheirathet.“

„Wäre mir zwar ein groß Plaisir,“ entgegnete der geistliche Herr, „solcher Feierlichkeit mit beizuwohnen, bin aber leider verhindert, da meine Gemeinde schon zu lange Zeit des Hirten entbehrt, weshalb ich schleunig den Rückweg antreten und auf dies Vergnügen verzichten muß. Habe keine Zeit, wollte mir aber dennoch nicht versagen, meine Frau Base, die ich seit Jahr und Tag nicht gesehen habe, einmal zu besuchen, da ich ohnehin in der Residenz zu thun hatte.“

„Das ist schön und es freut mich um so mehr, da es mir und meiner ganzen Familie zur besonderen Ehre gereicht, einen so gelahrten und studirten Herrn zur Verwandtschaft zählen zu können.“

Diese Worte kamen aus der ganzen Seele des Leibkutschers, der, trotzdem ihm selber jede Bildung fehlte, die höchste Achtung vor dem Gelehrtenstand empfand und deshalb sich nicht wenig geehrt durch den Besuch des Pastors fühlte. Im Laufe des Gesprächs erzählte dieser von seinen

Verhältniſſen, die eben nicht die allerbeſten waren. Wie die meiſten Landgeiſtlichen hatte er eine überaus zahlreiche Familie und dabei nur ein ſehr geringes Einkommen, grade hinreichend, um nicht zu verhungern. Vergebens war er bei dem Konſiſtorium um eine beſſere Stelle eingekommen, er wurde ſtets abſchläglich beſchieden und Andere ihm vorgezogen, die gute Vettern hatten und die Hinterthüren kannten, durch die man zu einem beſſern Amt gelangt. In ſeiner Verzweiflung hatte er ſich auf den Weg nach Berlin gemacht, um durch perſönliche Vorſtellung ſeine Angelegenheiten zu fördern, ohne deshalb glücklicher geweſen zu ſein. An leeren Verſprechungen und Vertröſtungen hatte man es nicht fehlen laſſen, aber ſonſt ihn wie früher mit ſeinen Bitten abgewieſen. Der ehrliche Leibkutſcher hörte mit der größten Theilnahme dem Paſtor zu, der ihm ſeine Noth klagte und ſeinem gepreßten Herzen Luft machte.

„Aber warum," fragte Pfund, „wenden Sie ſich nicht an den König?"

„Wo denkt Ihr hin," entgegnete der beſcheidene Paſtor, „mir fehlt die nöthige Courage und dann hat der König andere Dinge im Kopf, als mir eine beſſere Pfarre zu verſchaffen."

„Sie ſollen aber doch den König ſprechen und die beſte Pfarre in ganz Preußen haben."

„Wie ſollte das möglich ſein."

„Das werde ich ſchon machen — verlaſſen Sie ſich nur

auf mich. Wenn Ihnen der alte Pfund ein Wort ſagt, ſo können Sie darauf Häuſer bauen."

„Aber ſagt mir nur, wie Ihr es machen wollt?"

„Das iſt meine Sache; kümmern Sie ſich um nichts und wenn ich nicht Wort halte, ſo will ich mein Lebtag nicht mehr die Zügel in die Hand nehmen und den Großen Friedrich fahren."

Der beſcheidene Paſtor dankte im Voraus ſeinem Beſchützer, auf deſſen Verſprechungen er indeß keine allzugroße Hoffnung ſetzte. Nachdem er noch an dem Mittagbrode der Familie auf die dringende Einladung ſeiner Baſe Theil genommen, empfahl er ſich, um den Rückweg nach ſeinem Dorfe anzutreten; trotzdem ihn der Leibkutſcher herzlich nöthigte, noch einen Tag zu bleiben und die Vermählungs-Feierlichkeit mit anzuſehen. Aber die Sehnſucht nach ſeiner zurückgelaſſenen Frau und den Kindern, verbunden mit ſeinem ſtrengen Pflichtgefühl, ließen ihm keine Ruhe, ſo daß er, doch immer noch mit ſchweren Herzen, von ſeinen neuen Freunden Abſchied nahm.

Am andern Tage hatte der Leibkutſcher ſo viel zu thun, daß er faſt dem armen Paſtor und ſein ihm gegebenes Verſprechen vergaß. Alles ging aber nach Herzenswunſch, und wie er in der neuen Uniform mit der großen Perücke auf dem Bock ſo ſtattlich ſaß und das fürſtliche Brautpaar unter dem Jubel des Volkes zur Kirche fuhr, da hätte er mit keinem Könige der Welt getauſcht.

Am Tage war er ganz Würde und Reſpekt, dafür ließ er ſich am Abend um ſo heiterer gehn, als er den Leibkutſcher des Erbſtatthalters, ſeinen Kollegen, bewirthete und die Honneurs an der Tafel machte. Er ging mit gutem Beiſpiel ſeinen Gäſten voran und aß und trank aus Leibeskräften, daß ſein rothes Geſicht noch röther wurde und wie ein wahres Freudenfeuer leuchtete. Ein Glas nach dem andern leerte er auf das Wohl des großen Königs und der Neuvermählten, bis er nicht mehr wußte, was er that. Aus lauter Patriotismus und um ſich zu zeigen, ſchonte er kein Geld. Die theuerſten Gerichte wurden von ihm beſtellt, die feinſten Weine anbefohlen und mehr als hundert Flaſchen Champagner gab er ſeinem Kollegen und dem ſchönen Feſt zu Ehren, ſo daß die Rechnung des ſchmunzelndes Wirthes zu einer anſehnlichen Summe anſchwoll, als dem ſparſamen Monarchen lieb war. Darum kümmerte ſich indeß nicht der weinſelige Pfund, der ſich nicht lumpen laſſen wollte.

Am andern Morgen erwachte er mit einem dumpfen Kopfſchmerz; er konnte ſich gar nicht erinnern, wie er eigentlich in ſein Bett gekommen war. Erſt nachdem er ſich mit eiskaltem Waſſer gehörig den Kopf begoſſen, kam er zur Beſinnung und war wieder ganz der Alte.

Der König hatte ihn rufen laſſen, wie er glaubte, um mit ihm wegen der nahe bevorſtehenden Revüe in Schleſien zu ſprechen. Bei dieſer Gelegenheit fiel ihm auch der Paſtor ein und er nahm ſich vor, ein gutes Wort für den

Vetter seiner Frau einzulegen. Als er aber in das Schloß kam und das Gesicht des Königs sah, da verging ihm alle Lust dazu. Der Große Friedrich trat seinem Leibkutscher mit einer Miene entgegen, vor der selbst der Muthigste erschrack; sein blaues Herrscherauge blitzte und die Furchen auf seiner sonst so klaren Stirn deuteten wie dunkle Wolken auf ein furchtbares Donnerwetter. In der einen Hand hielt er die Rechnung, welche der Gastwirth zum „König von Portugal" eingereicht hatte, in der andern den bekannten Krückenstock, der zuweilen hart genug auf den Rücken seiner Diener tanzte.

„Kerl!" rief ihm der zornige König schon von Weitem entgegen. „Was hat Er sich unterstanden?"

„Ihro Majestät!" stammelte der erschrockene Pfund, „ich weiß von nichts."

„So zu fressen und zu saufen! Es ist unerhört. Leberpasteten, Fasanen und mehr als Hundert Flaschen Champagner zu bestellen! Er ist ein insolenter Taugenichts und verdient, daß ich Ihm hundert Hiebe für jede Flasche aufzähle und zum Teufel jage."

Während so der König sprach, verwendete der Leibkutscher keinen Blick von seinem Gesichte. Ein leises Zucken um die Mundwinkel seines Herrn verrieth, daß er trotz seines Zornes doch innerlich lachen mußte. Pfund kannte den König und wußte, wie ihm beizukommen war. Hätte er irgend eine Entschuldigung gestammelt und seine Verwir-

rung gezeigt, so wäre er verloren gewesen; nur durch Dreistigkeit und einen guten Witz konnte er sich retten und das Donnerwetter beschwören.

„Glauben vielleicht Ihro Majestät," sagte er darum schnell gefaßt, „daß der Leibkutscher des Erbstatthalters eben so ein armer Teufel ist wie ich? Der Kerl säuft nichts als Champagner. Was sollte ich ihm anders vorsetzen?"

Das Zucken um die Lippen des Königs verwandelte sich in jenes unwiderstehliche Lächeln, womit er jedes Herz gewann.

„Gut!" fügte er hinzu. „Ich will diesmal Gnade für Recht ergehen lassen; aber künftig, wenn Er wieder einen Leibkutscher auf meine Rechnung traktiren sollte, so menagire Er sich und setze ihm Bier oder höchstens eine Flasche Rheinwein vor. Will Ihm nicht zumuthen, daß Er „Grüneberger" trinkt, den Ich einmal in meinem Leben gekostet habe und nie wieder."

„Will es mir merken," brummte der Leibkutscher.

„Also diesmal soll es Ihm vergeben sein und Ich werde Seine theure Rechnung noch einmal zahlen. Halte Er sich parat, in acht Tagen gehen wir zur Revüe nach Schlesien ab und da soll Er mich wieder fahren."

Damit wandte ihm der König den Rücken, noch ehe er ein Wort zu Gunsten des Pastors vorbringen konnte, was ohnehin nicht an der Zeit gewesen wäre. Deshalb sparte der ehrliche Pfund, der seinen Herrn kannte, seine

Bitte auf eine beſſere Gelegenheit auf. — Mochte ihm nun der Schreck wegen dieſes Auftrittes in die Glieder gefahren ſein, oder waren es die Nachwehen des theuren Schmauſes und die Folgen eines verdorbenen Magens, kaum war der Leibkutſcher in ſeine Wohnung angelangt, ſo mußte er ſich zu Bette legen, weil er von einem heftigen Fieberfroſt geſchüttelt wurde. Der ſchnell herbeigerufene Arzt ſchüttelte bedenklich mit dem Kopf und empfahl dem Patienten vor allen Dingen Ruhe und Schonung, womit der Kranke indeß keineswegs zufrieden war. Er wußte, daß der König zur Revue wollte und deshalb bat er den Doktor, ihn ſpäteſtens in acht Tagen geſund zu machen, was dieſer entſchieden ablehnte. Der Gedanke, daß er zurückbleiben und der König mit einem andern fahren ſollte, betrübte den ehrlichen Pfund ſo ſehr, daß ſein Uebel ſich nur noch verſchlimmerte. Auch Friedrich der Große war keineswegs gleichgültig bei der Nachricht, daß ſein Leibkutſcher ſchwer erkrankt ſei. Er war einmal an deſſen Erſcheinung gewöhnt und fuhr ſelbſt auf Reiſen mit keinem andern Kutſcher gern, als mit ſeinem alten Pfund. Deshalb nahm ſich der große Menſchenkenner vor, den Kranken in ſeiner Weiſe zu kuriren; er wußte auch, wie er es mit ſolch einem treuen Diener anzufangen hatte, um ihn wieder geſund zu machen und rechnete dabei auf die Macht der Willenskraft, welche die Seele zuweilen auf den kranken Körper ausübt. Deshalb ſetzte ſich der König hin und ſchrieb eigenhändig einen

Brief mit der Aufschrift: „An Meinen lieben Leibkutscher," worin er ihm anzeigte, daß er diesmal wohl die Schlesische Revue aufgeben müßte, weil er mit keinem Andern fahren wollte, als mit seinem braven Pfund.

Das wirkte; denn als das Schreiben dem Kranken auf seinem Lager vorgelesen wurde, weil er selbst nicht lesen konnte, da zuckte es ihm durch alle Glieder und er sprang vor Freuden aus dem Bette, obgleich er noch zuvor sich nicht zu rühren vermochte. Alle Leiden waren vergessen und das Fieber verschwunden, als wenn es weggeblasen worden wäre.

„Bring' mir zu essen," sagte er zu seiner erstaunten Frau. „Ich habe wieder meinen alten Appetit."

Das mußte auch wahr sein, denn er leerte den vollen Teller Suppe und ließ eine Portion Braten verschwinden, die für drei gewöhnliche Männer hingereicht hätte. Darauf zog er sich an und ging in den Marstall, wo er zur Verwunderung und Freude seiner Untergebenen wieder erschien und Alles zur Reise des Königs anordnete, als hätte ihm nicht das Geringste gefehlt. Nur etwas magerer und bleicher war er geworden, aber die Stallbuben, denen er hier oder da einen Schlag oder Puff austheilte, versicherten, daß seine Kräfte nicht gelitten hätten.

Am andern Morgen saß er wieder auf dem Bock und fuhr mit dem König nach Schlesien.

„Nun," sagte dieser, „ich hab Dich besser kurirt, als der Doktor?"

„Der Quakſalber hätte mich faſt unter die Erde gebracht. Ihro Majeſtät haben mich mit einem Worte ſchon geſund gemacht. Sie verſtehen Alles!“

„Wenigſtens kenne ich meine Leute,“ entgegnete leutſelig der Große Friedrich, „und verſtehe mich auf das Herz eines treuen Dieners. Jetzt fahr' Er zu und werf' Er mich nicht um, ſonſt geht es Ihm ſchlecht.“

Aber das Schickſal ſchien einmal die Laune zu haben, dem ehrlichen Leibkutſcher wieder einmal einen Poſſen ſpielen zu wollen. Er ſaß da droben auf ſeinem Bocke und dachte gerade darüber nach, wie und wann er mit dem König über die beſſere Anſtellung des armen Paſtors reden ſollte, da ſich bis jetzt noch immer nicht die paſſende Gelegenheit gefunden hatte. Pfund war ſo vertieft, daß er auf den Weg nicht achtete, der ſich allerdings, wie dies noch in jener Zeit häufig der Fall war, in einem ſehr ſchlechten Zuſtande befand. Der König, welcher ebenfalls mit ſeinen Gedanken beſchäftigt war, bemerkte anfänglich nicht, daß der Wagen fortwährend ſchwankte und eine große Neigung zeigte, nach einer Seite hinüberzufallen. Plötzlich erhielt er einen gewaltigen Ruck und eh' er ſich's verſah, lag er mit der Kutſche in einem Graben, ohne jedoch irgend einen Schaden genommen zu haben, da der Leibkutſcher noch ſo viel Beſinnung hatte, die erſchrockenen Pferde feſtzuhalten.

Friedrich griff erzürnt zum Stocke, den er in ſeiner Hand hielt und der ehrliche Pfund machte ſich auf einige

höchſt eigenhändige Hiebe ſeines fürſtlichen Herrn gefaßt. — „Kerl!“ rief der König, „Ihm ſoll ja gleich das Donnerwetter —“

„Verzeihung!“ entgegnete der Leibkutſcher; „aber haben denn Ihro Majeſtät niemals eine Schlacht verloren?“

Dieſe Worte des alten treuen Pfund entwaffneten den Zorn ſeines Gebieters, der mit einem Lächeln den bereits aufgehobenen Stock wieder ſinken ließ. Unterdeß hatte der Leibkutſcher mit Hülfe des ſogleich herunter geſprungenen Bedienten den Wagen wieder aufgerichtet und ſo weit in Ordnung gebracht, daß der König einſteigen konnte. Bei genauer Beſichtigung zeigte ſich jedoch, daß ein Rad einen kleinen Schaden gelitten hatte, weshalb der König ſich entſchließen mußte, ein anderes Nachtquartier zu nehmen, als er unſprünglich beabſichtigte.

„Iſt Er hier in der Gegend bekannt?“ fragte der König Pfund.

„Zu Befehl, Ihro Majeſtät!“

„Giebt es ein Dorf in der Nähe, wo man übernachten kann?“

„Da drüben liegt kaum tauſend Schritt weit entfernt ein Dorf, wo Ihro Majeſtät bei dem Paſtor übernachten können,“ entgegnete der Leibkutſcher, dem es einfiel, daß der Vetter Frommberg da wohnte und der den glücklichen Unglücksfall jetzt benutzen wollte, um ſein Verſprechen zu halten und ihm zu helfen.

„Irr' ich nicht," bemerkte Friedrich, der ein ausgezeichnetes Gedächtniß beſaß, „ſo muß auch hierherum der Amtsrath Dietrich wohnen, bei dem wir gewiß ein beſſeres Quartier finden werden, als bei ſo einem armen Schwarzrock." —

„Der Amtsrath wohnt in Roſenfelde und bis dahin iſt es noch eine ſtarke halbe Meile; das hält der Wagen nicht aus," antwortete der Leibkutſcher, der ſeinen Grund hatte, den König bei dem Geiſtlichen übernachten zu laſſen.

„So fahre Er mich in Gottes Namen zu ſeinem Paſtor."

Wer beſchreibt das Erſtaunen, als der Wagen vor der Thür des beſcheidenen Hauſes hielt und der König in eigener Perſon in die Stube des überraſchten Geiſtlichen trat. Dieſer glaubte in der That zu träumen und war ſo erſchrocken über ſeinen hohen Beſuch, daß er das Buch, worin er eben eifrig geleſen, auf die Erde ſinken ließ.

„Will Er mir," fragte Friedrich, „heut ein Nachtquartier geben?"

„Mein ganzes Haus," entgegnete der Paſtor mit einer tiefen Verbeugung, „ſteht Ihrer Majeſtät zu Dienſten."

„Inkommodire Er ſich nicht; ich brauche nur eine Stube für mich und eine Kammer für meinen Kammerdiener und Kutſcher. Kalte Küche führe ich bei mir, und einige Eier, etwas friſche Butter wird Er wohl im Hauſe haben."

Dem Geiſtlichen fiel ein Stein vom Herzen, da er nicht darauf eingerichtet war, einen ſo hohen Gaſt würdig auf-

zunehmen. Er gab seiner Frau den Auftrag, sogleich das beste Zimmer im Hause herzurichten und die Betten mit frischen Linnen zu überziehen. Während die Frau Pastorin, die nicht wußte, wo ihr Kopf stand, mit Hülfe der erwachsenen Tochter Alles auf das beste und sauberste besorgte, ließ sich der König in seiner gewohnten Weise mit seinem Wirth in ein herablassendes Gespräch ein.

„Hat Er Kinder?" fragte Friedrich.

„Fünf Jungen und ein Mädchen," entgegnete der Geistliche mit einem tiefen Seufzer.

„Die müssen Ihm wohl viel Sorge machen?"

„Sorgen, aber auch Freuden!" antwortete der Vater mit einem Lächeln bescheidener Zufriedenheit.

„Was läßt er seine Söhne werden?"

„Sie sollen studiren und vor allen Dingen treue Diener des Königs und rechtschaffene Männer werden. Drei sind auf dem Gymnasium in der Stadt, was freilich viel Geld kostet. Gott weiß, ob ich so viel haben werde, um sie die Universität besuchen zu lassen."

„Wie hoch beläuft sich Sein Einkommen?"

„Auf dreihundert Thaler, mit den Nebeneinkünften stehe ich mich aber auf ungefähr vierhundert."

„Das ist freilich nicht viel," sagte der König, „wenn man eine große Familie zu ernähren hat; aber die Apostel hatten noch weniger."

Der gute Pastor wollte schon mit seinem Anliegen um

Verbesserung seiner Stelle herausrücken, aber die letzten Worte des Monarchen benahmen ihm wieder den Muth; besonders da er wußte, daß Friedrich ohnehin nicht gut auf seine Amtsbrüder zu sprechen war. Er schwieg daher still, während der König ein Buch ergriff, das auf dem Studirtisch des Geistlichen lag. Er blätterte darin und las den Titel, der ihn zu überraschen schien.

„Liest Er," fragte er jetzt freundlicher als zuvor, „auch solche profane Bücher wie den Cicero „über die Pflichten?"

„In meinen Mußestunden studire ich gern die alten Klassiker," entgegnete bescheiden der Pastor. „Ich finde darin manches beherzigenswerthe Wort, manchen herrlichen Gedanken."

„Laß' Er das nicht die Herren in meinem Konsistorium hören; es könnte Ihm schlecht bekommen, wenn sie erfahren, daß ein Pastor außer der Bibel und den Kirchenvätern sich mit heidnischen Schriftstellern befaßt."

„Ich glaube nicht, daß man mir daraus einen Vorwurf machen kann, wenn ich die Wahrheit nehme, wo ich sie finde. Ich bewundere diese Heiden um so mehr, weil sie ohne das Licht der Offenbarung gekannt zu haben, häufig auf dem richtigen Weg gewandelt sind und im dunkelen Drange das Höchste geahnt und oft auch ausgesprochen haben. Mancher Christ kann von ihnen noch immer lernen."

Das Auge des Königs ruhte einen Moment mit einem unbeschreiblich wohlwollenden Ausdruck auf dem Pastor, der

dieſe Worte ohne Prunk, ſchlicht und einfach, aber aus voller Seele geſprochen hatte.

Es war eine Pauſe eingetreten, die der König mit der Frage unterbrach:

„Iſt Er niemals um eine Verbeſſerung ſeiner Stelle eingekommen?“

„Dreimal ſchon, Ihre Majeſtät! Aber ich bin immer abſchläglich beſchieden worden.“

„Er muß es noch einmal verſuchen. Die Herren vom Konſiſtorium ſind mitunter taub. Er hat wohl keinen Vetter oder vornehmen Patron, deſſen Kammerjungfer er geheirathet hat?“

„Nein, Ihre Majeſtät!“

„Da muß Er ſich einen ſolchen Vetter anſchaffen. Das iſt mein Rath, aber laſſe Er ſich ja nicht merken, daß Er auch bei den Heiden Moral und Tugend gefunden hat, ſonſt kommt Er in des Teufels Küche. Vor mir hat das nichts zu ſagen, aber mit meinem Konſiſtorium iſt nicht viel zu ſpaßen.“

Der Eintritt der Frau Paſtorin machte dem Geſpräche, das zuletzt eine mehr ſcherzhafte Wendung genommen hatte, ein plötzliches Ende; ſie meldete, daß das Zimmer für den König in Bereitſchaft geſetzt ſei, worauf er ſich erhob, um ſich zurückzuziehen. Im Weggehen verlangte er das Buch mitzunehmen, worüber er ſoeben ſich unterhalten hatte, um vor dem Schlafengehen in dieſem Lieblingsſchriftſteller noch einige Seiten zu leſen. — Der Paſtor wollte ihn bis an

die Thür begleiten, Friedrich hieß ihn aber bleiben und ließ ſich nur von der Tochter, ein ſchüchternes liebliches Mädchen von achtzehn Jahren, vorleuchten. Das unſchuldige, freundliche Geſichtchen ſchien ihm zu gefallen, und als ſie ihm mit einem tiefen Knix nach ſeinen ferneren Befehlen fragte, lächelte er gnädig und ſah ſie überaus freundlich an, worüber das holde Kind ſo roth wie eine eben aufgeblühte Roſe wurde.

„Wie heißt Sie?“ fragte er huldvoll.

„Emilie Frommberg,“ entgegnete dieſelbe, noch röther werdend.

„Hat Sie ſchon einen Schatz?“

Die Röthe in dem lieblichen Antlitz verwandelte ſich in flammenden Purpur, der ſtatt ihrer dem König die Antwort auf ſeine Frage gab. Einen Augenblick ſchien er ſich an der Verwirrung des ſchönen Mädchens zu weiden, dann winkte er mit der Hand zum Gehen.

„Schlafe Sie gut und träume Sie angenehm!“ ſagte er in heiterſter Laune, worauf ſie ſich eilig mit einem tiefen Knix entfernte.

Unterdeß hatte der ehrliche Pfund den Paſtor aufgeſucht, um ihn zu begrüßen und dem Herrn Vetter, vor dem er den größten Reſpekt empfand, einige Winke in Betreff ſeiner Angelegenheit und wie der König zu behandeln ſei, im Vertrauen zu geben. Der Geiſtliche lud den Leibkutſcher ein, an dem frugalen Abendbrode der Familie Theil zu

nehmen, worüber die Frau Paſtorin, welche aus einer angeſehenen Familie ſtammte, ein wenig vornehm die Naſe rümpfte, da nach ihrer Meinung Kutſcher Kutſcher blieb, wenn er auch den König ſelber fuhr. — Der gute Pfund ließ es ſich ſchmecken, obgleich er an eine beſſere Koſt gewöhnt war, als ihm der beſcheidene Paſtor vorſetzen konnte. Auch das Schmalbier, das er hier zu trinken bekam, wollte ihm nicht recht munden, aber die Herzlichkeit des Wirthes und eine Pfeife guten Knaſters entſchädigte ihn für Alles, was er vermißte, und bald dampfte er wie ein Schornſtein um die Wette mit dem Geiſtlichen.

„Nun," fragte der Leibkutſcher, „habe ich meine Sache nicht gut gemacht und mein Verſprechen gehalten?"

„Mehr, als ich erwarten durfte!"

„Das haben ſich der Herr Vetter nicht träumen laſſen, daß ich Ihnen den König in höchſt eigener Perſon in das Haus führen würde?"

„In der That, ich bin ſo überraſcht, daß ich mich noch immer nicht faſſen kann."

„Sie haben doch mit ihm ſchon über die bewußte Angelegenheit geſprochen? — Man muß das Eiſen ſchmieden, weil es noch warm iſt. Wenn man von dem Alten Etwas haben will, ſo muß man friſch darauf losgehen und die gehörige Courage zeigen. Hat er Ihnen eine beſſere Stelle bereits zugeſagt?"

„Das nicht," entgegnete der verlegene Paſtor. „Bis jetzt

bin ich gar noch nicht dazu gekommen, mein Anliegen dem König vorzubringen."

„Mein Gott! Was haben Sie denn die ganze geschlagene Zeit mit ihm geredet?"

„Ueber Cicero's Buch „von den Pflichten."

„Hol' der Henker — Gott verzeih' mir, wenn ich in dem Hause eines Geistlichen fluche; aber hol' der Henker den „Kikero" mit sammt seinen Pflichten. Da geb' ich mir alle mögliche Mühe und verschaffe dem Herrn Vetter die schönste Gelegenheit, die in seinem ganzen Leben nicht wiederkommt; aber statt sie zu benutzen und um eine bessere Stelle einzukommen, wie doch jeder vernünftige Christenmensch an seiner Stelle gethan hätte, schwatzt er von dem verwünschten „Kikero", den ich nicht einmal kenne. Aber so sind diese Gelehrten; sie wissen Alles, nur nicht was ihnen Noth thut und wie man eine Sache am rechten Zipfel angreifen muß!"

Der Pastor konnte leider dem Leibkutscher nicht Unrecht geben und entschuldigte sich nun mit seiner angeborenen Schüchternheit. Er mußte jedoch dem ehrlichen Pfund versprechen, vor der Abreise des Königs mit diesem dreist und offen über die Verbesserung seiner Lage zu reden, worauf sich der Wirth mit seinem Gaste zur Ruhe begab. Auch die Mutter und die Tochter legten sich zu Bette, aber das Mädchen konnte nicht so schnell einschlafen. Wenn aber so ein junges Ding, das noch dazu den ganzen Tag gearbeitet

hat, nicht ſchläft, ſo iſt ſicher die Liebe daran Schuld. Das war auch hier der Fall; die holde Emilie liebte den Sohn des Amtsrath Dietrich, der jedoch nimmermehr ſeine Einwilligung zu der Verbindung mit der armen Paſtorstochter geben und ſeinen Sohn zu einer Heirath mit einer ältlichen aber ſteinreichen Wittwe und Rittergutsbeſitzerin zwingen wollte. Das hatte der Geliebte dem Mädchen geſchrieben, aber auch hinzugefügt, daß er eher ſterben oder mit ihr davon laufen würde, als ihr untreu werden. In der Eile und aus Schreck über die plötzliche Ankunft des Königs hatte aber Emilie den Brief ſchnell verſteckt, und jetzt konnte ſie ſich nicht beſinnen, wo ſie ihn hingethan. All ihr Suchen darnach war vergeblich und ſie mußte fürchten, daß das Schreiben in die Hände ihres Vaters oder gar ihrer Mutter, vor der ſie eine noch weit größere Angſt empfand, gefallen ſei.

Während das Mädchen ſich ihren Beſorgniſſen überließ, blätterte der König in dem Buche, das er ſich von dem Paſtor geborgt hatte. Friedrich ſchlief nur wenig, und wenn er nicht an das Wohl des Landes dachte und für Alle wachte, ſo las er, weil ſein immer reger Geiſt ſich keine Ruhe gönnte. Als er einige Seiten geleſen hatte und das Blatt wieder umwendete, um fortzufahren, fand er einen offenen Brief, den der Zufall oder vielmehr Emilie in das Buch gelegt. Der König wurde neugierig und warf unwillkührlich einen Blick auf das Papier. Der Inhalt mußte ihn intereſſiren, denn ſeine Züge nahmen einen überaus heiteren

Ausdruck an und ein recht herzliches Lächeln umſchwebte ſeine Lippen.

„Hab' es mir gleich gedacht," ſagte er im Stillen. „Das Mädchen iſt niedlich und der junge Mann ſcheint nach ſeinem Briefe zu urtheilen ein ehrlicher und auch gebildeter Burſche zu ſein. Vielleicht hat der umgeworfene Wagen mich hierher geführt, um zwei Menſchen glücklich zu machen. Ich will morgen einmal den Herrn Amtsrath Dietrich einen Beſuch machen und doch hören, warum er das hübſche Kind nicht zu ſeiner Schwiegertochter haben will. Hoffe, daß er mir keinen Korb geben wird, wenn ich als Freiwerber komme."

Als am nächſten Morgen der König aufgeſtanden war, verlangte er nach ſeinem Frühſtück, das ihm Emilie mit einem reſpektvollen Gruße präſentirte. Bei ihrem Eintritt ſah ſie Friedrich mit einem eigenthümlichen ſchalkhaften Blicke an.

„Schenke Sie mir eine Taſſe ein," ſagte er freundlich, „und bleibe Sie hier, weil ich noch mit Ihr zu ſprechen habe."

Das Mädchen gehorchte und vollzog den aufgetragenen Befehl mit ſchüchterner Anmuth, während der König ſie von der Seite ſcharf beobachtete.

„Will Sie heirathen?" fragte er plötzlich, daß ſie vor Schreck faſt die Taſſe, die ſie ihm brachte, auf die Erde fallen ließ.

„Ihro Majeſtät!" antwortete ſie mit niedergeſchlagenen Augen, „belieben mit einem armen Mädchen nur zu ſcherzen."

„Es ist mein völliger Ernst und ich habe Ihr bereits einen Mann ausgesucht.“

„Um des Himmelswillen!“ stammelte das geängstigte Kind, das schon gehört hatte, wie Friedrich bei manchen ähnlichen Gelegenheiten durch einen Machtspruch als Ehestifter aufgetreten war.

„Sie braucht nicht darum zu erschrecken. Ich habe Ihr einen Mann bestimmt, der Ihr schon gefallen wird.“

„Ich kann nicht,“ schluchzte Emilie, „ich kann nicht heirathen, selbst wenn Ihro Majestät es mir befehlen!“

„Das will ich einmal sehen! Ich wette, daß Sie nicht „Nein“ sagen wird, wenn Sie erst weiß, welch einen Bräutigam ich Ihr zugedacht habe.“

„Und wenn er noch so vermögend und schön wäre, ich darf ihn nicht nehmen. Ihro Majestät werden mich nicht unglücklich machen wollen!“

„Sie liebt bereits einen Andern?“

Sie schwieg.

„Den Sohn des Amtsrath Dietrich?“

„Ihro Majestät!“ rief das Mädchen bebend und erstaunt, „sind allwissend!“

„Das ist nur der liebe Gott; aber der Zufall hat mich in Ihr Geheimniß eingeweiht. Da ist der Verräther!“

Mit diesen Worten gab er ihr den gefundenen Brief, den sie schnell und erröthend in ihrem Busen verbarg.

„Sie scheint mir,“ sagte Friedrich lächelnd, „doch nicht

abgeneigt zu ſein und das Heirathen nicht ganz verſchworen zu haben. Wenn Sie mir ein gutes Wort giebt, ſo will ich Ihr den Mann, den Sie liebt, verſchaffen. Ihr Vater iſt ein braver Mann, und Sie ſcheint mir auch ein gutes Kind zu ſein. Soll ich mit dem Amtsrath reden? Ich glaube, daß er auf mein Wort Etwas geben wird."

„Oh, Ihro Majeſtät!" war Alles, was das glühende Mädchen vorzubringen im Stande war.

Sie griff nach der Hand des Königs und drückte, ehe er es noch verhindern konnte, ihre weichen roſigen Lippen darauf.

Friedrich gab ſeinem Leibkutſcher den Befehl, den ausgebeſſerten Wagen ſogleich anzuſpannen und nahm von ſeinem Wirthe einen gnädigen Abſchied. Der Paſtor hatte ſich zwar vorgenommen, wegen Verbeſſerung ſeiner Lage mit dem Könige zu reden, aber das Wort erſtarb auf ſeinen Lippen. Brummend und im Innern die unbegreifliche Schüchternheit des Vetters verwünſchend, ſetzte ſich der ehrliche Pfund auf den Bock und ſchwang die Peitſche.

„Da nützt Alles nichts," murrte er für ſich. „Mit ſolch einem Gelehrten iſt nichts anzufangen. Wenn dem die gebratenen Tauben auch zufliegen, ſo vergißt er den Mund aufzuthun. Die Gelegenheit kommt ſo leicht nicht wieder."

Der König beugte ſich noch einmal aus dem Wagen und grüßte den Paſtor und beſonders Emilie, der er einen Blick des Einverſtändniſſes zuwarf.

„Nach Rosenfelde zum Amtsrath Dietrich!“ rief er dem Leibkutscher zu, der ärgerlich gehorchte.

Im nächsten Augenblick war der Wagen und mit ihm die Hoffnung des Geistlichen verschwunden, je zu einer besseren Stelle zu gelangen. Die Frau Pastorin machte ihrem Manne gegründete Vorwürfe wegen seiner Schüchternheit und ging sogar so weit in ihrem Eifer, auch den abwesenden König nicht zu schonen.

„Nicht einmal das gewöhnliche Geschenk,“ sagte sie empfindlich, „hat er uns zurückgelassen. Wo er übernachtet, giebt er doch sonst immer fünfzig Thaler. Es ist zwar auch nicht viel für einen König, aber uns wäre es doch zu gut gekommen. Ich brauche ein neues Kleid und die Kinder laufen in ihren abgetragenen Röcken herum, daß es eine wahre Schande ist. Aber so geht es, wenn der Mann nicht zu sprechen weiß und über seine Bücher seinen Vortheil vergißt.“

So fuhr sie eine ganze Weile noch in diesem Zuge fort, woran der gute Pastor schon gewohnt war. Er griff zu seinem probaten Mittel, nahm ein Buch und vertiefte sich darin, bis er nichts mehr hörte und der aufgebrachten Ehehälfte der Athem ausblieb. — So ließ der so sehr ersehnte Besuch des Königs nur verstimmte Gemüther zurück; Emilie war die Einzige im Hause, welche mit seligem Lächeln, wenn auch nicht ohne Bangen, an ihn zurückdachte. — Noch an demselben Tage sollte sie erfahren, daß Friedrich

ſein Wort gehalten. Nach dem Eſſen, als ſie eben in dem Gärtchen, das an dem Hauſe lag, ihre Blumen begoß, wurde ſie plötzlich von zwei kräftigen Männerarmen umſchlungen, zwei Hände legten ſich auf ihre Augen, daß ſie nicht um ſich ſehen konnte.

„Rathe!“ rief ihr eine bekannte Stimme zu.

„Karl! Du biſt es!“ antwortete ſie freudig.

Aber der Böſewicht ließ ſie nicht ſogleich los, ſondern drückte ihr einen herzhaften Kuß auf die Lippen, den ſie, ohne ſich beſonders zu ſträuben, auch duldete.

„Der Vater,“ jauchzte der junge Mann, „hat ſeine Einwilligung gegeben.“

„Mein Gott!“ fragte ſie mit erheucheltem Erſtaunen. „Wie iſt das gekommen?“

„Ja, das möcht' ich von Dir wiſſen. Heute Morgen kommt der König bei uns vorgefahren; ich muß ihm alle Ställe, Wirthſchafts-Gebäude und Vorwerke zeigen, wobei er ſich mit mir unterhielt, als ob er ein geborener Oekonom ſei. Ich glaube, daß er mir auf den Zahn fühlen wollte, aber da kam er bei dem Rechten an. Ich bin ihm keine Antwort ſchuldig geblieben. Drauf hat er mit dem Vater lange Zeit heimlich geſprochen. Wie ich hörte, verlangte er von nun an die doppelte Pacht von der Domaine. Das iſt auch in der Ordnung, da das Gut ſo viel bringt, daß man auch dabei noch immer beſtehen kann. Der Alte war ganz beſtürzt und jammerte; da hat ihm der König einen

Vorſchlag gethan, daß er unter einer Bedingung die alte niedrige Pacht fortbeſtehen laſſen wollte."

„Und die Bedingung heißt?" fragte Emilie, welche Alles ahnte.

„Daß ich Mitpächter werden und Dich ſtatt der reichen Wittwe heirathen ſoll, die ich mir ohnehin nicht genommen hätte."

„Du haſt Dich natürlich geweigert?"

„Du Schelm! Dafür mußt Du mir noch einen Kuß geben."

„Erſt erzähle Deine Räubergeſchichte zu Ende und dann wollen wir ſehen, ob Du einen Kuß verdienſt."

„Ich ſagte gleich mit tauſend Freuden „Ja!" Vater machte zwar ein grimmiges Geſicht, aber da er einſah, daß es dem König Ernſt war und er ſonſt hätte die doppelte Pacht zahlen müſſen, ſo gab er klein bei und ſeine Einwilligung. Das iſt Alles, was ich weiß und nun ſollſt Du mir ſagen, wie der König dazu gekommen iſt, meinem Vater eine ſolche Bedingung zu ſtellen?"

„Das erzähl' ich Dir ein ander Mal," ſagte Emilie ſcherzend, „man darf nicht ſo neugierig ſein!"

„So gieb mir wenigſtens den verſprochenen Kuß!"

Und ſie gab ihm einen, nein, zwei, drei und mehrere Küſſe, bis ſie zuletzt ihn bitten mußte, doch vernünftig zu ſein. Arm in Arm gingen darauf die glücklichen Kinder zu dem überraſchten Paſtor, den ſie um ſeinen Segen zu ihrem Bund baten.

Einige Wochen später traf ein Schreiben aus Berlin mit einem großen rothen Siegel ein, durch das der Pastor Frommberg zum Superintendenten des Kreises mit einer ansehnlichen Gehaltszulage ernannt wurde. Eigenhändig hatte Friedrich der Bestallung die Worte hinzugefügt: „Bleib' Er, wie Er ist, ein vernünftiger Mann und doch ein guter Christ. Den Cicero halte Er in Ehren, denn ihm verdankt Er, daß ich bin Sein wohlaffectionirter König." — Auch an Emilie hatte der König gedacht und ihr mehrere ansehnliche Hochzeitsgeschenke zugeschickt, darunter ein Kästchen zur „Aufbewahrung ihrer Briefe."

So oft aber Friedrich zur Revüe nach Schlesien fuhr, kehrte er bei dem zum Superintendenten erhobenen Pastor ein, dem er bis an sein Lebensende in Gnaden zugethan blieb. Der ehrliche Leibkutscher freute sich, daß er zu dem Glücke seines Vetters das Meiste beigetragen; sein Erscheinen war ein Freudenfest für die ganze Familie.

„Der Kikero und ich," sagte er mit einem gewissen Selbstgefühl, „haben unsere Schuldigkeit gethan, nicht wahr, Herr Superintendent?"

„Darum soll auch der Cicero und der Herr Leibkutscher leben!"

Darauf stieß dann die ganze Familie mit gefüllten Gläsern an.

Die Verschwörung der Frauen.

Unter dem alten, gothiſchen Rathhauſe der ſchönen Stadt Breslau liegt der ſogenannte Schweinſche oder Schweidnitzer Keller. Der Name ſtammt noch aus der Zeit, wo hier ausſchließlich das weit und breit berühmte Schweidnitzer Bier geſchenkt wurde. Wie gut daſſelbe geweſen ſein muß, geht daraus hervor, daß ein Breslauer Domherr einen Biſchofsſitz in Italien ausgeſchlagen hatte, weil er daſelbſt ſein Lieblingsgetränk hätte entbehren müſſen. Der Schweinſche Keller war und iſt noch heut zu Tage der Sammelplatz aller Biertrinker und der politiſchen Kannegießer aller Zeiten. Unter der Erde dehnte ſich das lange dunkle Gewölbe, das auch am Tage durch Lampenlicht erſt erhellt werden mußte. An den Wänden hingen große, weiße Tafeln mit allerlei ſinnreichen, ernſten und ſcherzhaften Sprüchen, wie ſie unſere Vorältern anzubringen liebten. In einer Ecke befand ſich die bekannte Lümmelglocke, welche jedesmal geläutet wurde, wenn ein Gaſt ſich eine Ungebührlichkeit zu Schulden kom-

men ließ; ein Gebrauch, der noch heute beibehalten zu werden verdiente. Hinter dem Holzverschlage am Eingange hielt sich der dicke Wirth mit dem roth gedunsenen Gesichte auf und verabreichte den Gästen das verlangte Getränk. Hier fand auch der Verkauf der beliebten „Würstel," Eier und des berühmten Koppenkäses statt, so oft ein Gast Appetit nach dergleichen Lebensmitteln empfand.

Es war im Beginn des ersten Schlesischen Krieges, kurz nach der Schlacht bei Mollwitz, als der „Schweinsche" Keller mehr als je besucht wurde. Es ging daselbst gar laut zu, denn, wie immer bei solchen Gelegenheiten, hatten sich verschiedene Parteien gebildet, welche mitsammen stritten, und oft recht hitzig an einander geriethen. Die Eine waren Protestanten und darum auch gut preußisch gesinnt. Sie wünschten den Waffen Friedrich's, der damals im Lager zu Strehlen stand, alles mögliche Glück und hätten ihn lieber heut vor Morgen in ihren Mauern begrüßt. Die Andere hielt zu Oesterreich und schimpfte wacker auf den kleinen Brandenburger, der es gewagt, der gewaltigen und schönen Kaiserin, Maria Theresia, den Krieg zu erklären. Eine dritte Partei war aber weder preußisch noch österreichisch, sondern gut Breslauisch gesinnt und lobte die Neutralität, als die beste Politik für eine Stadt, welche es weder mit dem einen, noch dem andern Potentaten, nach ihrer Meinung, verderben durfte. Je mehr aber die Köpfe sich erhitzten, desto fröhlicher rieb sich der dicke Wirth hinter seinem Ver-

ſchlage die Hände, denn die trockenen Lippen der verſchiedenen Redner mußten immer von Neuem befeuchtet werden und ein Maaß nach dem andern wurde zu dieſem Zwecke von ihm gefordert und verabreicht. Im Trinken aber leiſteten zu allen Zeiten die guten Breslauer Erſtaunliches. — Abgeſondert von der ſtreitenden, lärmenden Menge der einheimiſchen Gäſte, ſaß in einer dunklen Ecke ein junger Mann, der augenſcheinlich hier ein Fremder war, und auch nicht bemerkt zu werden wünſchte. Von ſeinem verſteckten Winkel aus konnte er das Treiben und Reden der Verſammlung ungeſtört beobachten, ohne ſelber aufzufallen. Das war auch recht gut, denn er war noch zu jung, um ſich zu verſtellen und ſeine Empfindungen zu verbergen. Wenn ein öſterreichiſch geſinnter Bürger auf die Preußen und den König Friedrich wacker ſchimpfte, da färbten ſich ſeine gebräunten Wangen röther und das Blitzen ſeiner Augen verrieth, daß er am liebſten ſolch einen vorlauten Schwätzer durchgefuchtelt hätte. Unwillkürlich ſtampfte er mit dem vor ihm ſtehenden Glaſe ſo heftig auf den Tiſch, daß dieſer dröhnte und die Gäſte ſich verwundert nach ihm umſchauten. Zuweilen ſprang auch ein eilfertiger Kellner herbei, um ſich nach ſeinen Wünſchen zu erkundigen, den fertigte er dann mit kurzen, barſchen Worten ab. Wurde dagegen der Preußen mit Verehrung und Liebe gedacht, ſo ſpielte ein feines, angenehmes Lächeln, das aber Niemand ſehen ſollte, um ſeinen wohlgeformten Mund. Für die Neutralen hatte er nur ein

verächtliches Achselzucken, oder irgend eine andere spöttische Gebärde. Unter solchen Umständen war es ein rechtes Glück für ihn, daß er in der finstern Ecke, wo er saß, nicht weiter bemerkt wurde, er wäre sonst leicht in die allerschlimmsten Händel gerathen. Außerdem gab sich in seinem ganzen Wesen ein kecker Uebermuth kund, der aber zu dem frischen offenen Gesichte gar nicht übel stand. Es lag Etwas soldatisch Verwegenes, militairisch Festes und Knappes in seiner ganzen jugendlichen Erscheinung und bei näherer Beobachtung hätte man leicht den gedienten Krieger an ihm herauserkannt, trotz des ehrbaren bürgerlichen Rockes und der Modeperücke, die er trug. — Nachdem der Fremde eine geraume Zeit still gesessen und den verschiedenen Gesprächen mit wechselnder Empfindung zugehört, schien er mit einem Male ungeduldig zu werden. Er richtete seine scharfen Blicke fortwährend nach der Eingangsthür, der er gerade gegenüber saß, als erwartete er den Eintritt eines Gefährten, den er auch in der That hierher bestellt hatte. In immer kürzeren Pausen zog er seine Uhr aus der Tasche und sah nach der Stunde. Seine Mienen verriethen dabei die wachsende Ungeduld. Endlich erschien der Ersehnte, ein baumlanger, kräftiger Mann in steifer Haltung, der sich vorsichtig dem Fremden näherte und diesen militairisch grüßte, obgleich auch der neue Gast in einfach bürgerlichem Rocke einherging.

„Esel!“ rief der junge Mann mit einem deutlichen Rippenstoß.

„Zu Befehlen, Herr Lieutenant," lautete die unbedachte Antwort.

„Himmel tauſend Sappermenter!" fluchte dieſer leiſe. „Wie kann Er ſich unterſtehn, hier meinen Namen und Stand zu nennen? Er verdient dafür drei und zwanzig Mal Gaſſen zu laufen."

„Halten zu Gnaden, aber auch ein Pferd für tauſend Dukaten kann einmal ſtolpern. Ich hab mich noch immer nicht in die verwünſchte Maskerade hineingefunden."

„Setz' Er ſich," erwiederte der Lieutenant begütigt, „und laſſ' Er ſich ein Maaß Bier für meine Rechnung geben."

Im nächſten Augenblick ſaß der Gefreite, Paul Schuſter, neben ſeinem Offizier und leerte mit großem Behagen faſt das ganze Glas, welches der dienſtfertige Wirth ihm gebracht hatte.

„Und nun, nachdem er ſeinen Durſt geſtillt, kann Er reden und Rapport abſtatten, aber mit der nöthigen Caution und Providenz," mahnte der Lieutenant.

Der Gefreite fuhr zuvor mit der breiten Hand über den Mund, als ob er noch den ſchwarzen Schnurrbart trüge, den er zu ſeinem Leidweſen abſchneiden mußte. Mit gedämpfter Baßſtimme ſtattete er ſeinen Bericht ab, den ſein Vorgeſetzter geſpannt entgegennahm.

„Habe mich," ſo erzählte er, „auf Kommando in das Haus des Herrn Syndikus auf dem Salzmarkt eingeſchlichen, und mit der Kammerjungfer ſcharmuzirt. Die Lore iſt ein

Blitzmädel, so ein Gewächs findet man weder in Pommern, noch in der Mark."

„Laſſ' Er nur ſeine unzeitige Faſeleien," befahl der ungeduldige Offizier." Es handelt ſich nicht um die Kammerkatze, ſondern um weit wichtigere Angelegenheiten."

„Weiß es wohl," erwiederte der Gefreite mit ſchlauem Blinzeln. „Aber die Lore iſt doch ein kapitales Weibſtück und ohne ſie hätte ich nimmermehr das gnädige Fräulein geſprochen."

„Wie, Er hat Wilhelmine, das Fräulein, ſelbſt geſprochen?" fragte der Lieutenant plötzlich in ſo aufgeregtem, lauten Ton, daß die nächſten Gäſte ſeinen freudigen Ausruf hörten.

„Freilich! Und ſie hat mir dieſen Brief für den Herrn mitgegeben," antwortete Paul, indem er aus der Seitentaſche ein ſorgfältig in ſein ſchmutziges Schnupftuch gewickeltes Schreiben hervorlangte, das er dem Offizier hinreichte.

Dieſer erbrach haſtig den Brief und durchflog die zierlichen Zeilen mit einem Eifer, der ihn Alles und ſelbſt die nothwendige Vorſicht vergeſſen ließ. In ſeinen Zügen konnte man deutlich die Freude und Ueberraſchung leſen, welche dies unerwartete Liebeszeichen in ſeiner Seele hervorrief.

„Herrliches Mädchen," jubelte der junge Mann. „Paul, Du biſt ein braver Kerl und ich werde Deine vortreffliche Aufführung in dieſer hochwichtigen Angelegenheit Seiner Excellenz dem General melden. Wenn unſer Anſchlag ge-

lingt, so kann es uns nicht fehlen. Ich werde vom König zum Hauptmann ernannt und Du wirst mindestens Unteroffizier in meinem Regiment."

Mit diesen Worten verließ der Lieutenant, von seinem Diener und Untergebenen gefolgt, den Schweidnitzer Keller so unbemerkt als möglich. Es fehlte nicht mehr viel zur Bürgerstunde, wo ohnehin alle Welt den Schenktisch meiden mußte. — Die Nacht war herrlich. Der klare Mondenschein beleuchtete den Marktplatz, welcher in Breslau der große Ring noch heut zu Tage heißt. Die silbernen Strahlen gaukelten um die gothischen Erker, Ecken und Spitzen des alten Rathhauses, welches in solch magischer Beleuchtung wie von Geisterhand gebildet schien und mit den schönsten Baudenkmälern Nürnbergs wetteifern konnte. Der schöne Brunnen in seiner Nähe rauschte plätschernd in der stillen Nacht und in seinem grauen Bassin spiegelten sich die goldenen Sterne ab. Von dem hohen Elisabeththurme tönten feierlich zehn langsam abgemessene Glockenschläge, welche von den vielen Kirchen der Stadt bald in tieferen, bald in helleren Tönen wiederholt wurden. Der Nachtwächter sang mit melancholischer Stimme ein altes, frommes Lied, das mit den Versen schloß: Lobet Gott den Herrn. Die wenigen Oellampen, welche dazumal das liebe Breslau spärlich erleuchteten, wenn nicht gerade Mondschein im Kalender stand, erloschen nach und nach. Auf den Straßen wurde es ganz still, nur hier und da huschte

die Gestalt eines ehrsamen Bürgers, der aus der Weinstube heimkehrte, oder ein Dienstmädchen vorüber, mit der Laterne in der Hand, das noch zu so später nachtschlafender Zeit eine Bestellung auszurichten, den Stadtphysikus oder gar die Hebeamme zu holen hatte. Es war ja bereits zehn Uhr des Nachts und um diese Stunde schlief in jener ruhigen Zeit fast die ganze Stadt, mit Ausnahme einiger vornehmer Patrizier- und adeliger Familien, welche sich an die allgemeine Sitte nicht kehrten und ihre Festlichkeiten oft bis nach Mitternacht verlängerten. — Zu diesen Schwärmern gehörte der Hochwohlgeborne Syndikus der guten Stadt Breslau, in dessen Hause sich heut eine größere Gesellschaft zusammengefunden hatte. Dieser Würdenträger, welcher in damaliger Zeit einen weit größeren Einfluß hatte und eine viel höhere Stellung einnahm, als ein Magistratsmitglied in unseren Tagen, stammte aus einem alten Geschlecht und war seit mehreren Jahren ein hoffnungsvoller, angesehener Wittwer. Von seiner verstorbenen Frau besaß er einzige Tochter, Wilhelmine, die er sobald als möglich zu verheirathen suchte. Der Hauptgrund für diese Eile war der Wunsch, selber noch einmal in den Stand der heiligen Ehe zu treten, da er sich, trotz seiner fünfzig Jahre und mehr, für einen stattlichen Mann hielt, und ungeachtet seines vorgeschrittenen Alters ein jugendliches, leicht entzündbares Herz bewahrt hatte. Mit diesen Wünschen des Vaters schien aber die Tochter keineswegs einverstanden zu

sein. Sie mochte weder von der ihr zugedachten Stiefmutter, noch von dem ihr bestimmten Bräutigam etwas hören. Letzterer war ein österreichischer Baron, der mit seiner Tante, einer noch immer schönen und üppigen Wittwe, seit einiger Zeit in Breslau lebte. Die Tante hatte es dem Herrn Syndikus angethan und der Neffe sollte der Zukünftige Wilhelminens werden. So war es beschlossen, obgleich die Tochter keineswegs mit dieser doppelten Verbindung sich einverstanden zeigte. Sie widerstrebte aus mehrfachen Gründen, einmal weil ihr die zugedachte Stiefmutter höchst widerwärtig war und zweitens weil sie den ihr bestimmten Bräutigam vom Grunde ihrer Seele haßte. Dieser Haß wurde nun durch die Liebe zu einem andern Mann allerdings gerechtfertigt. Wilhelmine war eine entschiedene Freundin der Preußen. Sie hatte auf einem Balle, welchen der König Friedrich bei seiner Anwesenheit in Berlin gab, den Lieutenant von Buch kennen gelernt und dem jungen, muthvollen Krieger ihre Liebe geschenkt. Unbekümmert um die Kapitulation, welche den Breslauern die Neutralität gestattete und sogar zur strengen Pflicht machte, hatte Wilhelminens Herz preußische Besatzung aufgenommen. Besagter Lieutenant hatte aus mannigfachen Gründen den Auftrag bekommen, sich in Breslau inkognito aufzuhalten. Es war ihm geglückt, mit seiner Geliebten sich in Verbindung zu setzen und einen geheimen Depeschenwechsel einzuleiten. — Jetzt stand er und sein getreuer Bursche vor dem

hellerleuchteten Hause des Syndikus und schaute, dicht in seinen Mantel gehüllt, zu dem Fenster empor, um noch die in Wilhelminens Briefe ihm versprochene Zusammenkunft mit ihr zu haben. Nachdem er wohl länger als eine halbe Stunde gewartet, öffnete sich leise die verschlossene Hausthür, eine weiche, warme Hand erfaßte die seinige und zog ihn mit sich fort durch einen langen dunklen Gang. Nur wenige Minuten waren den Liebenden gegönnt, die sie wohlweislich benutzten. Sie hatten aber kaum Zeit, die gewöhnlichen Liebesschwüre und Betheuerungen zu wechseln. Wilhelminens Abwesenheit konnte leicht bemerkt werden und außerdem waren die Mittheilungen, welche sie ihm machte, so ernster und bedeutender Natur, daß seine eigenen, persönlichen Gefühle und Wünsche in den Hintergrund traten.

„Man will Breslau in die Hände der Oesterreicher spielen," flüsterte das schöne Mädchen. „Mit General Neipperg sind bereits die nöthigen Verhandlungen angeknüpft. Der Plan ist von einigen vornehmen Damen ausgegangen, welche mit dem Wiener Hofe in Verbindung stehen."

„Und woher wissen Sie das Alles?" fragte der staunende Lieutenant.

„Von meiner zukünftigen Stiefmutter, welche die ganze Angelegenheit leitet. Sie ist Hauptperson dieser Verschwörung und korrespondirt schon seit mehreren Wochen direkt mit der Kaiserin Maria Theresia. Morgen soll in der Woh-

nung der Baronin eine letzte Berathung ſtattfinden, an der ich ebenfalls Theil nehmen muß."

„Wäre es nicht möglich, der Konferenz beizuwohnen?"

„Wo denken Sie hin? Sie würden ſogleich erkannt und Alles verrathen ſein."

„Das iſt meine Sorge. Ich habe früher ſo manchesmal Komödie geſpielt und dabei mich ſo zu verkleiden gewußt, daß mich Niemand wieder erkannte. Sie müſſen mich als einen Geſinnungsgenoſſen, als einen glühenden Anhänger der Kaiſerin einführen, damit ich die Pläne unſerer Feinde kennen lerne und zur rechten Zeit noch vereiteln kann."

„Ich fürchte eben ſo ſehr für mich als für Sie bei dieſem gewagten Unternehmen."

„Seien Sie ganz außer Angſt. Ein guter Soldat, pflegt unſer König zu ſagen, kann oft durch Liſt und Verſchlagenheit mehr ausrichten, als durch unbeſonnene Tapferkeit. Denken Sie überdies daran, daß, wenn Breslau von den Oeſterreichern beſetzt wird, für uns Beide alle Hoffnung ſchwindet. Die Baronin wird dann Ihre Stiefmutter und Sie müſſen den Ihnen verhaßten Neffen derſelben heirathen."

„Sie haben Recht; doch was ſoll ich beginnen? Ich glaube, daß mein Vater mit um dieſe Verſchwörung weiß und ihr allen möglichen Vorſchub leiſtet. Darf ich daher, als ſeine Tochter, ihn verrathen und in's Unglück ſtürzen?"

„Ich bürge mit meinem Ehrenwort dafür, daß ihm nichts geſchieht. Der General iſt mein Freund und hat mich hierher geſandt, um in der Nähe die Pläne unſerer Feinde zu beobachten. Dem ſcharfen Auge des Königs iſt es nicht entgangen, daß ſich hier gegen ihn etwas anſpinnt. Zu dieſem Zwecke, und um die genaueſten Erkundigungen einzuziehen, wurde ich im Geheim hierhergeſchickt. Gelingt es mir, die Anſchläge unſerer Feinde zu vereiteln, ſo iſt mir eine große Belohnung zugeſichert. Meine einzige Forderung wird dann die Begnadigung Ihres Vaters ſein und ich bin überzeugt, daß unſer gütiger Monarch mir dieſelbe gern bewilligen wird."

„So ſei es denn," erwiederte Wilhelmine, nach längerem Beſinnen von ſeinen Worten überzeugt. „Ich werde Ihren Willen thun."

So eilig als möglich verabredeten noch die Liebenden die näheren Umſtände, dann ſchieden ſie mit einer zärtlichen Umarmung. Wilhelme ſchlüpfte unbemerkt wieder zu der Geſellſchaft, welche ihre kurze Abweſenheit kaum beachtet hatte und am wenigſten die Urſache derſelben muthmaßen konnte. Hier empfing ſie der Baron und forderte ſie zu einer ſteifen Menuette auf, welche ſie mechaniſch tanzte, während ihre Seele den Geliebten auf ſeine gefahrvollen Unternehmungen begleitete. Nach Mitternacht endete das Feſt in dem Hauſe des Syndikus, der ſeine Gäſte mit feierlichen Schritten bis an die Treppe begleitete und ſich

von der Baronin mit einem zärtlichen Handkuſſe verabſchiedete. Im Weggehen noch flüſterte ſie ihm zu:

„In zwei Tagen ſind die Oeſterreicher in Breslau. Neipperg ſteht nur noch acht Meilen entfernt. Die Kaiſerin rechnet auf Sie. Für Ihre Dienſte ſollen Sie überreich von ihr belohnt werden."

„Und von Ihnen?" fragte der Syndikus.

„Still! Ihre Tochter kann uns hören," antwortete die ſtattliche Wittwe, indem ſie den mit Goldflittern beſetzten Fächer vor dem Geſichte hielt, theils um ihre Worte zu dämpfen, theils um eine mädchenhafte Beſchämtheit zu bekunden.

Der überglückliche Syndikus begab ſich zu Bett, nachdem er ſeiner Tochter den feſten Entſchluß mitgetheilt hatte, daß noch im Laufe dieſer Woche ſowohl ſeine wie ihre Verlobung ſtattfinden ſollte.

Unterdeß hatte der Lieutenant für den morgigen Tag ſeine Maßregeln getroffen. Der Gefreite mußte noch dieſelbe Nacht ſein Pferd ſatteln, um den preußiſchen General von Münchow, der in der Nähe von Breslau ſtand, eine wichtige Nachricht zu bringen. Dies geſchah von Seiten des müden Burſchen brummend, derſelbe glaubte nämlich, daß der ganze Aufenthalt ſeines Herrn in Breslau nur einen einfachen Liebeshandel zum Zwecke habe und konnte deshalb all die vermeintlich unnützen Scherereien und Plackereien nicht begreifen. Indeß Ordre muß parirt werden

und so floh er in eilendem Galopp nach dem benachbarten Standquartiere des Generals, unterwegs nun alle verliebten Offiziere zur tiefsten Hölle verwünschend. Am andern Morgen besorgte sich der umsichtige Lieutenant einen eleganten Frauenanzug, nach der Mode jener Zeit, und eine hohe, stattliche Frisur. Der Bursche war indeß ebenfalls mit der Antwort des Generals zurückgekehrt, und mußte die Livree eines Bedienten, zu seiner neuen Verwunderung, anziehn. — Nach Tisch, um die gewöhnliche Kaffeezeit, hielt der Wagen des Syndikus, in welchem Wilhelmine mit klopfendem Herzen saß, vor dem Hause des Offiziers. Statt desselben aber stieg eine junge, ansehnliche Dame, die sich durch ihre Größe auszeichnete, in den Wagen und setzte sich zu Wilhelminen. Paul Schuster, der zum Bedienten umgewandelte Gefreite, sprang hinten auf das vergoldete Trittbrett und fort rollte die Karosse durch die Straßen nach dem Dom zu, wo die Baronin, in der Nähe ihrer geistlichen Freunde, wohnte. — Die durch die Oder gebildete Dominsel war und ist noch heut zu Tage vorzugsweise der Sitz der katholischen Partei. Dort stand der fürstbischöfliche Palast und um denselben schaarten sich die Häuser der Domherren und vieler adliger Geschlechter und Familien, welche, im Gegensatz zu den Bürgern der protestantischen Stadt, meist gut österreichisch gesinnt waren. Sobald man die Brücke überschritten, welche zwischen beiden liegt, glaubte man sich in einer ganz anderen Welt zu befinden. Hier er-

hob sich Kirche an Kirche, besonders ragte der prächtige Dom mit seinen vielen und herrlichen Kapellen hervor. Auf jedem Schritt und Tritt begegnete man bald der behaglichen Gestalt eines wohlgenährten Domherrn, bald einem der vielen Ordensbrüder, welche zu jener Zeit noch zahlreich in Breslau vertreten waren, oder einem rothgekleideten Chorknaben und Kirchendiener. Dabei herrschte hier eine feierliche Ruhe und Stille, welche nur dann und wann von dem Geläute der Kirchenglocken unterbrochen wurde. Allen Personen, die man traf, sah man eine gewisse Salbung und Abgemessenheit an, weit entfernt von dem Lärmen und Treiben der geschäftigen Stadt. Diese Leute hatten keine Eile und gönnten sich Zeit; sie brauchten nicht für den täglichen Bedarf sich hastig abmühen, denn sie verzehrten nur die reichen Pfründen und lebten von den frommen Stiftungen der gläubigen Vorzeit. Die Luft selbst roch gut katholisch nach verbrannten Weihrauch, der aus den vielen Kirchen und Kapellen durch die geöffneten Pforten ausströmte und eine eigenthümliche Athmosphäre auf der ganzen Dominsel verbreitete. Daß hier Oesterreich seine besten Freunde zählte, versteht sich wohl von selbst, da der katholischen Geistlichkeit der protestantische König, der noch dazu ein Freund Voltaire's und der französischen Atheisten war, keineswegs gefallen und großes Vertrauen einflößen konnte. Hier wohnte die Baronin, welche mit verschiedenen Domherren nicht allein befreundet, sondern auch verwandt war. — Ihr Haus bil-

dete den Mittelpunkt für alle Anhänger der Kaiserin, welche sich selbst herabgelassen hatte, mit der Baronin einen Briefwechsel anzuknüpfen. Die schlaue und ehrgeizige Frau war ganz dazu geeignet, eine Intrigue anzuknüpfen, die keinen andern Zweck hatte, als das bisher streng neutrale Breslau in die Hände der Oesterreicher zu spielen. Sie besaß zahlreiche Freunde und Freundinnen in der Stadt und der Syndikus, eines der einflußreichsten Magistratsmitglieder, schmachtete in den Netzen der koketten Dame. Mit dem österreichischen General Neipperg, der nur wenige Meilen von Breslau entfernt war, stand sie in genauester Verbindung. Daß die Geistlichkeit und der ganze Dom sie in ihren Bestrebungen unterstützte, konnte nicht bezweifelt werden. Die von ihr geleitete Verschwörung war vollkommen reif und es handelte sich nur darum, noch den Tag der Ausführung zu bestimmen. Unter dem harmlosen Anschein eines unpolitischen und gefahrlosen Damenkafees sollte die letzte und den Ausschlag gebende Berathung in dem Hause der Baronin statt finden. Indeß war das Geheimniß keineswegs so streng bewahrt worden, als es die Wichtigkeit der Angelegenheit erforderte. Friedrich, der preußische König, hatte von seinen protestantischen Freunden in Breslau hinlängliche Andeutungen und Winke erhalten, so daß ein Verdacht erwacht war. Um die Verschwörung in der Nähe zu überwachen, erhielt der Lieutenant von Buch den Auftrag, sich inkognito nach Breslau zu begeben. Vielleicht war

dem großen König, bei seinem bekannten Scharfblick, das Verhältniß des Offiziers zu der Tochter des Syndikus nicht entgangen. Die Geschichte giebt mehr als ein Beispiel, wie genau Friedrich oft von den kleinsten Umständen seiner Untergebenen unterrichtet war. So kam es, daß Herr von Buch schon seit einigen Tagen in Breslau verweilte und durch seine Geliebte von allen Vorgängen in der Stadt und auf dem Dome unterrichtet war. — Selbst das Haus der Baronin öffnete sich ihm. Der Wagen mit den beiden Damen hielt vor der Thür desselben. Diese stiegen die breite Treppe leise flüsternd empor und gelangten durch das Vorzimmer in einen größern Saal, wo bereits eine Anzahl weiblicher Gäste sich versammelt hatte. Die liebenswürdige Baronin ging Wilhelminen mit erheuchelter Freundlichkeit entgegen und küßte ihre zukünftige Schwiegertochter auf die weiße Stirn, indem sie einen fragenden Blick auf die Begleiterin warf.

„Fräulein von Ostenroth," sagte die Tochter des Syndikus, die unbekannte Freundin präsentirend.

„Sie bürgen doch für ihre Gesinnung?" fragte die vorsichtige Baronin.

„Wie für mich selbst. Meine Freundin ist auch eine glühende Verehrerin der Kaiserin und wünschte heiß und sehnlichst, an dem großen Werke Theil zu nehmen."

„Das genügt," erwiederte die Wirthin und umarmte nun ebenfalls das fremde Fräulein.

Nach und nach hatten ſich alle erwarteten Gäſte eingefunden; die Baronin ließ die Saalthüren feſt ſchließen und die wichtige Verhandlung begann. Rings im Kreiſe ſaßen die Damen in breiten, großblumigen Reifröcken, engen Korſets und mit hohen Friſuren. Wilhelmine und ihre Begleiterin hatten ſich in die hinterſte Reihe zurückgezogen, wo Beide am wenigſten beobachtet werden konnten. Auf allen Geſichtern konnte man die Spannung und Neugierde leſen, mit welcher die Eröffnungen der Wirthin erwartet wurden.

„Mes Dames!" begann dieſelbe. „Ich glaube, daß hier Niemand zugegen iſt, der nicht, wie ich ſelber, Gut und Blut für unſere allergnädigſte Kaiſerin bereitwillig hingeben möchte."

„Gewiß, ſicherlich!" rief einſtimmig der Chor.

„Sie kennen den großen Zweck, welchen wir verfolgen. Es handelt ſich darum, dem Hauſe Oeſterreich die Stadt Breslau zu konſerviren, welche niemals in die Hände des kleinen Markgrafen von Brandenburg fallen darf."

„Niemals, niemals!" ſchrieen die Damen untereinander und erhoben ſich betheuernd von ihren Sitzen.

„Unſer allergnädigſte Kaiſerin weiß dieſen Eifer zu äſtimiren und hat mich im Voraus beauftragt, Ihnen ihren Dank auszuſprechen. Außerdem verſpricht ſie für die ihr erwieſenen Dienſte auch die angemeſſenſten Rekompenſen. Ihre Männer ſollen Titel, Würden und Orden erhalten,

Ihre Töchter haben Ansprüche darauf, in Wien Hofdamen zu werden. Lesen Sie selbst das kaiserliche Handbillet."

Mit diesen Worten reichte die Baronin den ihr zunächst sitzenden Damen das Schreiben Maria Theresia's, welches mit dem Ausrufe des höchsten Entzückens gelesen und besprochen wurde. Wie eine Lämmerheerde um eine Salzlake drängten sich die Frauen um dies Zeichen der kaiserlichen Huld und Gnade, das aus einer Hand in die andere wanderte. Der Brief rief einen wahren Sturm von Betheuerungen der größten Loyalität und Ergebenheit hervor. Eine alte Stiftsdame benetzte die Zeilen mit ihren Thränen und küßte die einzelnen Buchstaben, ein Vorgang, dem die Baronin bald Einhalt thun mußte, um das kostbare Kleinod vor dem Untergange durch allzu große Liebe zu bewahren. Nach diesem Gefühlerguße begann die Wirthin von Neuem.

„Da unsere Männer durch die verschiedensten Rücksichten abgehalten werden, die glorreiche Entrepriſe in ihre Hand zu nehmen, so haben wir Frauen uns an die Spitze gestellt, um der höchsten aller Frauen nach Kräften zu helfen und sie zu unterstützen. Indem wir aber diese Pflicht erfüllen, thun wir zugleich ein frommes, ich darf wohl sagen ein heiliges Werk, sintemal dieser Friedrich ein Erzketzer, ein Atheist ist, von dessen Conduite und Lebenswandel man sich wahrhaft schauderhafte Historien erzählt."

„Erzählen Sie doch," riefen einige jüngere Frauen, während die alte Stiftsdame, in Erwartung der Dinge,

welche ihr keusches Gefühl empören sollten, den Fächer vor dem Gesichte hielt, um das Erröthen ihrer dick geschminkten Wangen zu verbergen. Diese Vorsicht erwies sich indeß als unnöthig, da die Baronin, diesen Punkt übergehend, in ihrer Rede folgendermaßen fortfuhr:

„Lassen Sie mich lieber die jungfräulichen Sentiments in diesem Kreise schonen. — So viel steht indeß fest, daß dieser König von Preußen Breslau nie besitzen darf. Wir dürften von ihm das Schlimmste erwarten, wenn es ihm jemals geglückt, die Stadt mit seiner Soldateska zu okkupiren. Unsere Pflicht ist es, ihn daran zu hindern. Aus diesem Grunde haben wir uns verbündet und unsern ganzen weiblichen Einfluß aufgeboten. Es ist uns auch gelungen, eine Anzahl einflußreicher Männer und hochgestellter Chargen für unsere Pläne zu gewinnen. Ich brauche hier nur den hochweisen Syndikus, meinen verehrten Freund, zu nennen."

Bei diesen Worten erhob sich ein leises Zischeln in dem ganzen Saal und die anwesenden Damen wechselten bedeutungsvolle Blicke des Einverständnisses.

„Diesen fürtrefflichen Mann, ich darf es wohl mit Stolz verkünden, habe ich für die ganze Sache gewonnen. Außerdem sind mit dem General Neipperg die nöthigen Verhandlungen angeknüpft und ich erwarte jeden Augenblick, daß er mit seinen Truppen arivirt. Sein letzter Brief anoncirt seine nahe bevorstehende Ankunft in Breslau, wie Sie sich selber überzeugen können."

Von Neuem wanderte das Schreiben von Hand zu Hand, begleitet von den verschiedensten Ausrufen der freudigen Ueberraschung und Verwunderung. Besonders schien sich die Begleiterin Wilhelminens gar nicht von dem interessanten Briefe trennen zu können.

„Und nun," sagte die Baronin mit gehobener Stimme, lassen Sie uns, mes dames, den Kaffee genießen, nachdem wir diese wichtige Angelegenheiten erledigt haben. Zuvor aber erlauben Sie mir, daß ich unseren Sentiments mit dem Rufe Luft mache: Es lebe unsere allergnädigste Kaiserin, Maria Theresia, und das ganze österreichische Haus."

„Hoch, Maria Theresia und Oesterreich!" schrie und kreischte der Chorus.

Die goldbetreßten Lakaien, welche den Kaffee präsentirten, machten der weiblichen Verschwörung mit einem Male ein Ende. Das Gespräch nahm wieder seinen gewöhnlichen Verlauf und handelte von Bällen, Festen und der kleinen Chronique scandaleuse, die selten zu fehlen pflegt, wo ein größerer Damenkreis sich zusammen gefunden hat. Nach Verlauf von einiger Zeit schickten sich die Damen zum Aufbruch an. Im Vorzimmer hatten sich die männlichen und weiblichen Domestiken bereits eingestellt, um ihre Herrschaften abzuholen.

Unter den letzteren erregte eine Gruppe besonderes Aufsehen. Zehn Mädchen von ungewöhnlicher Größe, welche Niemand hier zuvor gesehn, hatten sich an der Wand aufgepflanzt und bewachten den Ausgang. Diese seltsamen

Domestiken zeichneten sich noch dadurch ganz besonders aus, daß sie mit keinem Menschen sprachen, sondern stumm und steif wie Soldaten auf ihrem Posten standen. — Die Damen drinnen im Salon schickten sich bereits zum Aufbruch an und verabschiedeten sich unter tiefen Knicksen und Komplimenten von der Wirthin, als plötzlich die räthselhafte Begleiterin Wilhelminens mit keineswegs weiblichen Schritten vortrat und mit tiefer Stimme, wie sie nie von einem Frauenmunde zuvor gehört wurde, den Erschrockenen ein lautes: Halt! entgegendonnerte.

„Was soll das?" fragte die bestürzte Baronin.

„Im Namen meines Königs, Sie sind alle meine Gefangenen," rief der Lieutenant von Buch, der endlich es an der Zeit hielt, seine Verkleidung abzulegen.

Im demselben Augenblicke erschienen auch die zehn Dienstmädchen, die eben so viel kräftige, preußische Grenadiere waren und besetzten den Saal, so daß Niemand denselben verlassen konnte.

„Verrath, Verrath!" kreischten die Damen voll Entsetzen.

„Beruhigen Sie sich, mes dames!" sagte der Offizier mit einem Anstrich humoristischer Galanterie. Sie haben durchaus weder von mir, noch von meinen Leuten Etwas zu fürchten. Es soll Ihnen kein Leid geschehen, wenn Sie sich gutwillig fügen. Sie, Frau Baronin, werden die Güte haben, mir die betreffenden Briefe und Dokumente auszu-

liefern, da dieſelben für Seine Majeſtät, meinem allergnädigſten König und Herrn, einen beſonderen Werth als Beweisſtücke haben dürften. Geben Sie mir daher dieſe Papiere gutwillig und zwingen Sie mich nicht, die Rückſicht aus den Augen zu ſetzen, welche man einer Dame von Ihrer Diſtinktion und Mériten ſchuldig iſt."

„Nie, nie!" proteſtirte die Baronin feierlich.

„Dann bleibt mir freilich nichts übrig, als die Gewalt anzuwenden, welche ich gern vermieden hätte. Zwei Mann vor! und thut Eure Schuldigkeit!"

Die in Kammerjungfern verwandelten Grenadiere bemächtigten ſich der Baronin, welche die betreffenden Schriftſtücke mit vieler Geiſtesgegenwart ſofort ergriffen und in ihren Buſen verborgen hatte. Auf das Durchſuchungsrecht wollte ſie es indeß nicht ankommen laſſen, und ſo ſah ſie ſich gezwungen, die Dokumente auszuliefern. Nachdem der Offizier ſeinen Zweck ſo leicht erreicht hatte, wandte er ſich höflich an die zitternden und zu Tode erſchrockenen Damen.

„Entſchuldigen Sie nun," ſagte er mit leiſer Ironie, „daß ich Ihre Kaffeepartie geſtört habe. Ich hoffe, daß Sie mein Eindringen in dieſen Kreis verzeihen werden, auch bin ich feſt überzeugt, daß Sie in Zukunft ſich nicht in derartige gefährliche diplomatiſche und politiſche Händel einlaſſen werden. Mein König führt zwar ebenfalls mit einer Dame Krieg, aber ihm ſowohl, wie jedem Offizier in ſeiner Armee, wäre es gewiß angenehmer, in Ruhe und Frieden mit dem ſchönen

Geschlechte zu leben. Ich glaube nun in seinem Sinne zu handeln, wenn ich Ihnen gestatte, sich ruhig und ungekränkt zu entfernen. Nur die Frau Baronin wird es sich gefallen lassen, daß ich ihr zwei von meinen Kammerdamen zur Aufwartung und Bewachung in ihrem Hause zurücklasse."

Sämmtliche Damen entfernten sich still und geräuschlos, im Vorübergehen sogar einen dankbaren Blick dem galanten Lieutenant zuwerfend, der, trotz seiner weiblichen Verkleidung, ihnen als ein schöner Mann erschien. Sein zartes Benehmen bei dieser Gelegenheit erwarb ihm allgemeine Bewunderung, und auch Wilhelmine dankte ihm später für die Schonung, welche er bei diesem schwierigen Geschäft den Frauen angedeihen ließ. Nur die Baronin schleuderte tief verletzt ihm und ihrer verlorenen Stieftochter einen giftigen Blick aus ihren funkelnden Augen nach.

Um dieselbe Zeit rückte der preußische General von Münchow, welcher bereits von den Vorgängen hinreichend unterrichtet war, in Breslau ein. Am Ohlauer Thore stand ein tapferer Stadtsoldat Schildwacht. Derselbe wollte sich mit aller Gewalt dem Einmarsch der Truppen widersetzen und berief sich dabei auf die Kapitulation, durch welche der Stadt Breslau die strengste Neutralität zugesichert war. Ohne sich in weitere Erörterungen einzulassen, gab der General der muthigen Schildwacht eine derbe, ächt märkische Backpfeife. Dieses Argument genügte dem Breslauer Leonidas, um das Recht Friedrichs einzusehen, die Stadt zu be-

ſetzen. Kein Blut, ſondern nur eine Ohrfeige, koſtete die Eroberung von Breslau, welches ſeitdem im Beſitze Preußens blieb. — Die Verdienſte des Lieutenants von Buch und ſein Benehmen bei der berühmten Frauenverſchwörung ſind zwar nicht in der Geſchichte verzeichnet, fanden jedoch von Seiten des großen Königs ihre volle Anerkennung. Der glückliche Offizier erhielt nicht nur die Begnadigung des Syndikus zugeſichert, ſondern auch Wilhelminen zur Frau und ein Hauptmannspatent noch obendrein. Die Baronin wurde einige Zeit gefangen gehalten und dann frei gegeben. Sie verließ Breslau, um in Wien ihre Anſtrengungen für das Kaiſerhaus geltend zu machen. Eine kleine Penſion, welche ihr Maria Thereſia bewilligte, bot ihr nur einen ſchwachen Erſatz für ihre getäuſchten Hoffnungen. Die gute Stadt Breslau aber ließ ſich ihr Geſchick gern gefallen, da die meiſten Bürger dort von Herzen immer eine ächt preußiſche und proteſtantiſche Geſinnung hatten und noch haben.

Eine Schneider-Revolution.

Es war im Jahre 1793 an einem ſchönen Sonntage des Monats April, daß der wackere Schneidermeiſter Glaubrecht Hut und Stock ergriff, um mit ſeiner Frau und Tochter, der lieblichen Marie, einen Spaziergang vor dem Thore zu machen. Der Meiſter war ein wohlhabender Mann, ſein Handwerk hatte einen goldenen Boden und ernährte ihn hinreichend. Sechs Geſellen ſaßen in ſeiner Werkſtätte und nähten fleißig, blitzſchnell flog die Nadel in ihrer Hand und die Scheere klirrte den lieben langen Tag, denn es gab da vollauf zu thun. An Kunden fehlte es nicht und kaum war ein Stück angefertigt, ſo wurde ſchon ein anderes wieder vorgenommen und zugeſchnitten. Die Leute mußten tüchtig arbeiten, das iſt wahr, aber dafür wurden ſie auch gut bezahlt und ordentlich gehalten. So lange ſie ihre Schuldigkeit thaten, erhielten ſie kein böſes Wort, aber wenn dies nicht der Fall war, verſtand auch Glaubrecht keinen Spaß. Er war ein reſoluter Mann, klein, aber raſchen

Temperaments, ein wenig jach und aufbrausend, sonst von Herzen gut. Das pflegen nicht die Schlimmsten zu sein, die schnell aufbrausen und in Zorn gerathen; solche Leute haben gewöhnlich ein treffliches Gemüth, nur muß man ihnen aus dem Wege gehen, wenn sich bei ihnen die Galle regt. Hintendrein werden sie bald wieder gut und bitten Einem das begangene Unrecht ab. Das wußten auch die Gesellen und deswegen ließen sie sich auch dann und wann ein rasches Wort gefallen, das im Grunde nicht so böse gemeint war; sie arbeiteten gern für den Meister und harrten meist lange Zeit in seinem Hause aus, weit länger als das sonst zu geschehen pflegt, weil die jungen Leute den Wechsel und die Veränderung lieben und es vorziehen, von einem Brodherrn zu dem andern, von einem Städtchen nach dem andern zu wandern. Freilich war da in dem Hause noch ein anderer Magnet, der Alles anzog, was in seine Nähe kam. Das war die holde Marie, die Tochter des Meisters, mit ihren blauen Augen, den blonden Haaren und ihrem sittigen und feinen Wesen. Man konnte sie nicht ansehen, ohne ihr gut zu sein, und all die Gesellen waren bis über die Ohren verliebt in das schöne Mädchen. Sie achtete weiter nicht darauf und hörte auch nicht viel auf alle die schönen Reden, woran es die Hausgenossen eben so wenig, wie die vornehmen Kunden ihres Vaters, fehlen ließen. So manches feine Herrchen und Stutzerchen lief täglich an ihrem Fenster vorüber und warf ihr verliebte Blicke zu, aber Marie

hielt ihr Herz gar wohl in Acht, sie gab nichts auf all die Schmeicheleien und wich den verliebten Männern überall aus, wo sie ihnen begegnete. Nur mit einem der Gesellen ihres Vaters machte sie eine Ausnahme; er hieß Georg und sie kannte ihn von Jugend auf. Als sie selber noch ein Kind war, hatte ihr Vater ihn als Lehrling in sein Haus genommen, da der arme Knabe eine von aller Welt verlassene Waise war. Der Georg hatte diese Wohlthat hinlänglich durch Fleiß und Anhänglichkeit an die Person seines Meisters vergolten; er war der beste Arbeiter, unverdrossen, treu und redlich.. So oft Herr Glaubrecht von dem jungen Manne sprach, floß sein Mund von dessen Lob über. Auch Marie war ihm herzlich zugethan, er hatte sie auf seinem Arm getragen, als sie noch klein war, und mit ihr damals gespielt; jetzt freilich schickte sich das nicht mehr für Beide, da sie eine herangewachsene Jungfrau und er ein stattlicher Jüngling geworden war; aber eine gewisse Vertraulichkeit war aus der schönen Kinderzeit zurückgeblieben und Marie betrachtete den guten Georg wie einen Bruder. Ein anderes Gefühl schien sie nicht für ihn zu hegen und auch er hatte keinen anderen Wunsch, als immer in ihrer Nähe verweilen zu dürfen. Wenn sie ihm mit ihrer frischen Stimme einen guten Tag bot und ihm dazu die weiße zarte Hand hinreichte, so war er zufrieden und hätte mit keinem Könige sein Loos getauscht. Weit anspruchsvoller wie der bescheidene Georg zeigte sich sein Mitgeselle, ein geborener

Ungar, Namens Toby. Auch er arbeitete schon längere Zeit in der Werkstätte des Meisters, der zwar seine große Geschicklichkeit zu schätzen wußte, aber doch über allerlei grobe Fehler täglich mit ihm zanken mußte. Toby war ein ausgezeichneter Arbeiter; er verstand sein Handwerk fast noch besser wie Georg, und im Zuschneiden eines Rockes gab es seines Gleichen nicht mehr in ganz Breslau, dafür besaß er aber auch eine unerträgliche Anmaßung. Alles wollte er besser wissen und verstehen wie die Andern, und es sollte immer nur nach seinem Kopfe gehen. Er war ein wilder Kerl, händelsüchtig und streitlustig, eben so schnell mit dem Wort, wie mit der Faust bereit, wenn er sich bei seiner großen Empfindlichkeit beleidigt glaubte. Meister Glaubrecht sah ihm Vieles nach, da er den tüchtigen Arbeiter nicht gern verlieren wollte; diese Nachgiebigkeit war jedoch nur übel angebracht, denn je freundlicher sein Brodherr gegen ihn sich zeigte, desto mehr schwoll dem Gesellen erst der Kamm, und er hielt sich für vollkommen unentbehrlich. Schon mehrere Male hatte er gedroht, wenn ihm Etwas nicht recht war, auf und davon zu gehen, und gewöhnlich that er das, wenn es gerade die meiste Arbeit gab. Doch es war ihm gar nicht Ernst damit, denn die holde Marie hatte es ihm angethan, obgleich sie ihn nicht recht leiden mochte. Toby war aber von seiner eigenen Liebenswürdigkeit im höchsten Grade eingenommen, und er konnte es sich gar nicht denken, daß ihm ein Mädchen zu widerstehen im Stande wäre. Er hatte

ja einen ſchönen Schnurrbart, den er fortwährend mit ſeinen Fingern wohlgefällig drehte, er war ſchlank gewachſen und alle Dirnen und Mägde auf den Tanzböden lobten ſeine ſchwarze Augen und ſein gebräuntes Geſicht. — Meiſter Glaubrecht wanderte nun an dem beſagten Sonntage mit ſeiner Ehehälfte und der lieblichen Tochter vor das Thor nach einem der ſchönen Gärten, an denen die Umgebung von Breslau ſo reich iſt, und wo ſich die Bürger bei einem Glaſe Bier oder mit einer Taſſe Kaffee zu erfreuen pflegten. Es konnte wohl nicht bloßer Zufall ſein, daß Georg der Familie auf dem Wege begegnete. Er grüßte beſcheiden, und da der Meiſter ihn zur Begleitung aufforderte, ſo ſchloß er ſich an und ging mit ihnen bis nach Pöpelwitz. Hier kehrte die Geſellſchaft in einer beliebten Tabagie ein und ließ ſich gemüthlich nieder. Bald dampfte der Kaffee in dem großen Bunzlauer Kruge auf dem Tiſch und Marie ſchenkte Jedem ſeine Taſſe voll. Der Meiſter zündete ſeine Pfeife an und machte es ſich behaglich, während Georg mit Marie und der Mutter ſich über die Predigt unterhielt, welche ſie zuſammen in der Eliſabeth-Kirche am Morgen gehört hatten. Er ſprach ſo erbaulich und verſtändig, daß die Frauen ihm gern zuhörten und auch der Hausherr dann und wann durch ein freundliches Nicken des Kopfes ſeinen Beifall zu erkennen gab. Dicht neben an ſchallte aus dem großen Tanzſaale eine luſtige Muſik, welche freilich nicht ganz zu dem frommen Geſpräch paſſen wollte. Durch die

geöffnete Thür kam auch ab und zu ein erhitzter Tänzer oder eine Tänzerin, um sich abzukühlen und ein Glas Bier oder ein anderes Getränk hastig hinabzustürzen. Das that auch der Ungar Toby jetzt, der den Tanz über Alles liebte, und keinen Sonntag vorübergehen ließ, ohne sich tüchtig herumzuschwenken. Er bemerkte sogleich die Anwesenheit des Meisters mit seiner Familie und trat mit einem lauten Gruße an ihren Tisch.

„Liebe Jungfer!" sagte er zu Marie nach einer kleinen Weile, „will Sie mir nicht das Vergnügen machen und auch einmal einen Hopser mit mir riskiren? Das wird Ihr gewiß mehr anstehen, als das langweilige Gerede über die Frühpredigt anzuhören."

Marie erröthete und wußte nicht, was sie ihm gleich darauf antworten sollte. Statt ihrer nahm der Vater das Wort. Den würdigen Meister ärgerte die Frechheit des Gesellen, die Galle regte sich in ihm, sein Gesicht wurde purpurroth und seine Stirn runzelte sich.

„Es schickt sich nicht," bemerkte er in strengem Tone, „daß ein Geselle, wie Er, Toby, so allen Respekt vergißt und so wenig Lebensart und Conduite zeigt. Sonst wäre es ihm gewiß nicht eingefallen, die Tochter seines Meisters an einem öffentlichen Ort zum Tanz aufzufordern. So was mag in Ungarn oder in Oesterreich Mode sein, aber nicht in Breslau, wo noch Gott sei Lob und Dank auf Zucht und Sitte gehalten wird. Wenn Er tanzen will, so mag

Er mit den Dirnen und Dienſtmädchen es thun; die ſind gut genug für Ihn!"

Man kann ſich denken, daß dieſer Beſcheid dem Toby nicht angenehm in den Ohren klang. Am meiſten ärgerte er ſich, daß er ſo in Gegenwart des von ihm beneideten Georg abgekanzelt wurde; aber er wagte nicht, ſeinem wilden Zorne laut Luft zu machen, weil er wußte, daß der Meiſter nicht ein Mann war, der ſich Etwas bieten ließ. Nur leiſe fluchte er auf gut Ungariſch ſein Bassa teremtete, was ſo viel heißt, als der Teufel ſoll Dich holen. Darauf entfernte er ſich mit einem kurzen, barſchen Gruß in den Tanzſaal, dort ſeinen Aerger austobend und auf Rache ſinnend. — Sobald es dunkel wurde, kehrte auch der Meiſter mit den Seinigen zurück. Beſcheiden wollte Georg ſich an der Hausthür verabſchieden, doch der Alte forderte ihn auf, an dem Abendbrode Theil zu nehmen, was auch der Geſelle nach einigem Sträuben mit Freuden that. Marie fand das ganz in der Ordnung und wäre am liebſten dem Vater um den Hals gefallen. Da ſich das aber nicht ſchickte, ſo begnügte ſie ſich damit, Alles zu thun, was ſie ihm an den Augen abſehen konnte. Sie half ihm den bequemen geblümten Hausrock anziehen und brachte ihm die Pantoffeln. Die Familie blieb im fröhlichen Geplauder beiſammen, bis die Bürgerſtunde ſchlug. Mit dem letzten Glockenſchlage erhob ſich Georg, wünſchte Allen eine geruhſame Nacht und begab

sich in sein Kämmerlein, wo er natürlich von nichts Anderem als der lieblichen Marie träumte.

Am anderen Morgen erwachte er zur rechten Zeit und ging in die Werkstätte, wo es mehr als je zu thun gab. Der Meister war schon wach und alle Gesellen bei der Arbeit, nur Toby fehlte noch und ließ sich auch den ganzen Vormittag nicht sehen, worüber der Hausherr nicht wenig in Zorn gerieth.

„So geht es," eiferte dieser, „wenn man sich auf den Tanzböden herumtreibt, statt in der Kirche das Wort Gottes zu hören. Dann ist man am andern Tage faul und träge, muß Hundshaare auflegen und wo möglich auch noch blauen Montag machen, aber die Wirthschaft duld' ich nicht, und ich will den saubern Monsieur Toby schon fassen, daß er an mich denken soll."

Darauf gab Glaubrecht dem krummbeinigen Lehrburschen den Auftrag, sich nach dem Toby umzusehen und ihn sogleich nach der Werkstätte zu bescheiden. Der Lehrbursche war, wie alle Lehrburschen mehr oder minder, eine pfiffige und lustige Range und trieb sich am liebsten auf der Straße herum, wo es Etwas zu sehen und zu hören gab. Ein rechter Skandal war ein wahres Seelengaudium für ihn, und so mancher lose Streich hatte ihn bereits mit der Hand und der Elle des Meisters nicht eben in angenehmster Weise bekannt gemacht. Jetzt eilte er mit einem schnellen Satze zur Thür hinaus, um sich seines ihm gewordenen Auftrags

zu entledigen. Nachdem er länger als nöthig fortgeblieben war, kam er endlich, ein dummpfiffiges Geſicht ſchneidend, zurück.

„Nun, Burſche,“ fragte ihn Glaubrecht in zornigem Tone, „wo haſt Du Dich ſo lange herumgetrieben und wo ſteckt der faule Toby?“

„Ja, Meiſter!“ antwortete der Lehrburſche mit weinerlicher Stimme, da er wegen ſeines langen Ausbleibens die gerechtete Strafe fürchtete; „ich kann wirklich nichts dafür. Ich habe den Ungar wie eine Stecknadel ſuchen müſſen, ehe ich ihn gefunden habe.“

„Warum haſt Du ihn nicht gleich mitgebracht?“

„Das ging nicht an, da er nicht mit mir kommen wollte.“

„Was, er wollte nicht kommen? Du haſt ihm doch ausgerichtet, daß ich nicht weiß, wo mir der Kopf ſteht, und daß wir ſo viele neue Beſtellungen haben, die noch alle in dieſer Woche fertig werden müſſen.“

„Ganz daſſelbe hab' ich ihm geſagt.“

„Und was hat er Dir darauf geantwortet?“

„Das würde ſich nicht ſchicken, wenn ich es dem Herrn Meiſter wiederholte. Es wäre ganz gegen den Reſpekt und ich werde mich wohl hüten —“

„Der Junge wird mich noch raſend machen. Heraus mit der Sprache, oder die Elle ſoll Dir die Zunge löſen.“

„Nun, wenn der Herr Meiſter durchaus es wiſſen will

und ſo ſehr darauf brennt," ſagte der Junge mit ſchadenfrohem Lächeln, „ſo will ich Ihm ſchon den Gefallen thun. Der Toby läßt Ihn grüßen und Ihm ſagen, den Meiſter kann der —"

Ehe der Lehrburſche aber den eben nicht beſcheidenen Satz vollenden konnte, fiel bereits das ſtets über ihn ſchwebende Damoklesſchwert der Elle auf ſeinen Rücken und heulend flog der Junge davon.

Noch an demſelben Tage erfuhr Herr Glaubrecht den Poſſen, welchen ihm der Ungar geſpielt hatte. Derſelbe war zu einem andern Brodherrn gegangen, der ſchon lange nach dem geſchickten Geſellen angelte, und arbeitete bereits in deſſen Werkſtätte. Das war aber in damaliger Zeit und bei den ſtrengen Zunftgeſetzen ein ſchweres Vergehen. Meiſter Glaubrecht ließ es nicht dabei bewenden, er zog ſeinen Sonntagsrock an und eilte zu dem Polizei-Director, um den Toby zu verklagen. Alsbald wurde der Ungar vorgefordert, und da er unter keiner Bedingung zurückkehren wollte, ſogleich feſtgehalten und ſo lange in das „Hundeloch" (ſo hieß nämlich das Breslauer Polizei-Gefängniß) eingeſteckt, bis er ſich eines Beſſern beſonnen haben würde. Dem Toby fehlte es indeſſen nicht an Freunden, und viele ſeiner Genoſſen verſammelten ſich auf der Herberge und hielten Rath, wie der Ungar zu befreien wäre. Zwiſchen Meiſter und Geſellen gab es immer Streit und Zank. Die unruhigen Köpfe erhitzten ſich durch Trinken und Reden, zuletzt wurde der

Beſchluß gefaßt, vor die Wohnung des Polizei-Directors Werner zu ziehen und die Freilaſſung Toby's zu fordern. Funfzehn Geſellen begaben ſich zu dieſem Zwecke nach dem Polizei-Gebäude und gaben ſchreiend und lärmend ihren Willen kund. Der Director aber verſtand keinen Spaß und ließ die funfzehn Mann ruhig zu dem Toby in das Hundeloch ſperren. Die Nachricht verbreitete ſich wie ein Laufeuer durch die Stadt, und am andern Tage waren alle Schneiderwerkſtätten in Breslau in einer unbeſchreiblichen Aufregung. Die meiſten Geſellen kamen nicht und ließen die Arbeit in Stich. Wer einen neuen Rock haben wollte, mußte ſich gedulden und heute ſeinen alten Gottlieb anziehn. Man kann ſich den Jammer denken, denn auch die Damenſchneider konnten aus beſagten Gründen ihren weiblichen Kunden die verſprochenen Kleider, Kontuſchen, Andriennen und Röcke nicht zur beſtimmten Zeit abliefern. Da gab es viele betrübte Geſichter und manches ſchöne Auge füllte ſich mit Thränen. In dem Hauſe des Meiſter Glaubrecht ſah es ziemlich traurig aus, von ſeinen ſechs Gehülfen war ihm nur der Georg treu geblieben; auch dieſer ließ den Kopf hängen und die Nadel flog nicht wie ſonſt in ſeiner Hand. Er ſaß allein in der verlaſſenen Werkſtätte und gab ſeinen nicht allzufrohen Gedanken Audienz. Auch an ihn war die Aufforderung ergangen, ſich zu einer großen Berathung auf der Herberge einzufinden. Er wußte, daß Etwas im Werke war, irgend ein gemeinſamer Anſchlag aus-

geführt werden ſollte. Dabei befand er ſich in einer eigenen Lage, die ihm großen Kummer machte. In damaliger Zeit ſtand das alte Zunftweſen noch in vollſter Blüthe; jedes Gewerk hatte ſeine eigenen Gebräuche und Verordnungen, von denen ſich Niemand gut auszuſchließen vermochte, ohne die allgemeine Verachtung auf ſich zu ziehen. Das Band, welches die verſchiedenen Zunftgenoſſen vereinigte, war weit enger und feſter wie in unſeren Tagen. Dem Ganzen mußte ſich der Einzelne fügen, wenn er nicht jeden Halt verlieren wollte. Wie die Meiſter ihre eigenen Intereſſen zu wahren wußten, ſo ſtanden auch die Geſellen Alle für Einen und Einer für Alle. Da blieb freilich dem armen Georg die Wahl ſchwer, da er zwiſchen beiden Parteien in der Mitte ſtand. Seinem Meiſter hatte er Alles zu verdanken, was aus ihm geworden war, da ihn dieſer als eine arme Waiſe in ſein Haus genommen, ihn erzogen und ſtets mit väterlicher Güte behandelt hatte. Außerdem fühlte er für Marie die zärtlichſte Neigung, welche vorläufig noch ihm nichts weiter als die reinſte brüderliche Liebe ſchien. Auf der andern Seite gehörte er aber zu der Zunft und durfte ſich nicht den gefaßten Beſchlüſſen ſeiner Mitgeſellen entziehen, wenn er nicht vor dieſen als ein Verräther gelten, wie ein Ausgeſtoßener behandelt werden wollte. Der aus dieſen Verhältniſſen ſich entſpinnende Kampf zwiſchen den verſchiedenen Pflichten beſchäftigte den guten Georg, und vergebens ſtrengte er ſeinen Scharfſinn an, um einen geeig-

neten Ausweg zu finden. So in Nachdenken verſunken, bemerkte er kaum die Gegenwart der lieblichen Marie, welche durch die Werkſtatt ging. Sie aber ſah ſogleich mit dem ſcharfen Auge der Liebe, daß er nicht ſo heiter als gewöhnlich war und daß mit ihm Etwas vorging. Um ſich ihm bemerkbar zu machen, ſtieß ſie an das Bügeleiſen, welches mit klirrendem Geräuſch umfiel. Erſchrocken fuhr Georg in die Höhe und erblickte erſt jetzt ſeine holde Jugendfreundin.

„Gott grüß' Sie, Jungfer Marie!“ ſagte er mit bebender Stimme; „was thut Sie denn hier? Will Sie vielleicht eine Nadel, weil die Ihrige zerbrochen iſt, oder einen Seidenfaden? Ich will ſogleich Ihr einen geben.“

„Bleib Er nur ruhig ſitzen,“ antwortete ſie treuherzig, „und laſſ' Er ſich nicht bei der Arbeit ſtören. Es iſt recht brav von Ihm, daß Er wenigſtens gekommen iſt und nicht wie die Uebrigen den Vater in Stich gelaſſen hat. Ich fürchte, daß die Geſchichte mit dem Toby nicht gut enden wird.“

„Es wäre freilich beſſer geweſen, wenn der Herr Meiſter ein Auge zugedrückt hätte. Man muß oft Fünfe gerade ſein laſſen.“

„Das war auch meine Meinung von der Sache, aber was einmal geſchehen iſt, läßt ſich nicht ändern.“

„Der ganze Handel thut mir in der Seele leid, und ich habe eben darüber nachgedacht, wie ich mich dabei verhalten

ſoll. Die Jungfer iſt geſcheidt und ich weiß, daß Sie es gut mit mir meint, ſo wie ich mit Ihr."

„Ganz gewiß, mein lieber Georg," unterbrach ihn Marie mit Herzlichkeit; „wir ſind ja Jugendfreunde und Er hat mich oft genug auf Seinen Armen getragen, mit mir geſpielt und mich vor dem Fallen behütet. Womit kann ich Ihm jetzt dienen? Er weiß es, daß ich es mit tauſend Freuden thue."

„Sie ſoll mir einen guten Rath geben, wo ich mir ſelber nicht zu rathen und zu helfen weiß. Heute noch findet auf der Herberge wegen des Toby eine Verſammlung aller Geſellen ſtatt. Ich bin dazu mit aufgefordert und weiß nicht, was ich thun oder laſſen ſoll. Es wird gewiß dort wild zugehen und über die Meiſter hergezogen werden. Lieber blieb ich weit davon, aber ich darf mich nicht ausſchließen. Ihrer Meinung will ich folgen, und was Sie mir ſagt, das ſoll geſchehen."

Einige Augenblicke ſchien das Mädchen ernſtlich zu überlegen und ließ Georg geſpannt auf ihre Antwort warten. Dann ergriff ſie traulich ſeine Hand, blickte ihm Aug' in Auge und lächelte ihm Muth in das betrübte Herz.

„Geh' Er," ſagte ſie zu ſeiner Verwunderung, „nur immer ruhig auf die Herberge und rede Er zu ſeinen Mitgeſellen, wie es Ihm um's Herz iſt. Ich weiß, daß er dem Vater nur Gerechtigkeit widerfahren laſſen wird. Vielleicht giebt Ihm Gott das rechte Wort, um die aufgeregten Ge-

müther zu beruhigen. Ein gutes Wort findet meist auch eine gute Stätte. Geh' Er und spreche Er dort ohne Menschenscheu und Furcht; das wird das Beste sein."

„Ich danke," antwortete Georg mit leuchtenden Augen, „der Jungfer für ihren Rath und will ihn auch getreu befolgen."

Marie verließ mit freundlichem Nicken die Werkstätte und da die Stunde nahte, wo die Gesellen sich sämmtlich nach der Herberge begeben sollten, um dort Rath zu halten, so zögerte auch Georg nicht länger und machte sich auf den Weg. Die große Stube faßte kaum die Zahl der Anwesenden, welche sich hier um die langen Tafeln auf Bänke und Stühle niedergelassen hatten. Wohl viele Hundert junge Leute, lauter Schneider, waren hier versammelt, um einen Beschluß wegen ihrer gefangenen Brüder zu fassen. Es herrschte ein betäubender Lärm, ein wirres Brausen und ein wüstes Durcheinanderschreien. Alle möglichen Stimmen und Dialekte des Deutschen Vaterlandes ließen sich hören und auch an ganz fremden Sprachen fehlte es nicht. In einem Winkel redete ein Berliner Kind und nahm das Maul recht voll; er überschrie alle Uebrigen und fing mit jedem, der nicht seiner Meinung schien, sofort Krakehl und Händel an, bis ihn der Bruder „Münchner" in seiner groben Weise und mit Hervorhebung seiner mächtigen Faust endlich zum Schweigen brachte. Ein Schwabe, der noch nicht vierzig Jahr alt war und also auch noch nicht den gehörigen Ver-

ſtand beſaß, jammerte, daß man ſeinen liebſten Kameraden in's Hundeloch geſperrt hatte.

„Es iſch e grusliche Geſchicht',“ ſagte er, „und i muß meinen Kameraden wieder haben. Er iſcht meiner Mutters Bäſles Geſchwiſterkind und was wird mein Mutter Bäſle ſagen, wenn es hört, daß ihr Pankraz im Hundelöchle ſitzt?“

„Bruder Schwab',“ tröſtete ein Böhme den betrübten Deutſchen. „Soll Geſchwiſterkind Deiniges nicht lang mehr ſitzen in der Hundeloche. Wollen wir machen frei ſelbigens und die gute Kamrad mit dazu.“

So that ſich von allen Seiten der Wunſch kund, die Gefangenen unter jeder Bedingung zu befreien, und ſollte dies nöthig ſein, ſelbſt Gewalt anzuwenden. Immer lauter wurde der Lärm; man ſchrie gegen die Meiſter und ihre Strenge, ſchimpfte gegen die Polizei und ließ es nicht an gefährlichen Drohungen fehlen. Wenn ein Vernünftiger zur Ruhe mahnte und einen friedlichen Weg zur Erreichung des gewünſchten Zweckes empfahl, ſo wurde er überſchrieen und mußte noch Gott danken, wenn er nicht mit den Fäuſten ſeiner Gegner eine unangenehme Bekanntſchaft machte. Die aufgeregte Stimmung wurde durch die verſchiedenen geiſtigen Getränke unterhalten und genährt, welche im Uebermaaß genoſſen wurden. Der Herbergsvater hatte alle Hände voll zu thun und der Zapfen am Faſſe ließ fortwährend das berauſchende Naß entſtrömen. Zwiſchen den Gäſten rannte der geſchäftige Wirth, in jedem Arme ein

volles Glas, rechts und links neue Bestellungen entgegennehmend und von Zeit zu Zeit sein gewichtiges Wort dazu gebend. Mit vieler Mühe gelang es endlich dem vorsitzenden Altgesellen, einigermaßen Ordnung in dieses Chaos zu bringen und die Ruhe herzustellen, so daß man sein eigenes Wort vernehmen konnte. Es gehörte dazu eine wahre Stentor-Stimme, wie er sie besaß. Auf sein Geheiß wurde die Gesellenlade, mit bunten Bändern geschmückt, auf den Tisch gestellt; der Bruder Kassirer, der Bruder Rechner und wie all die Beamten der Gesellen-Republik heißen mochten, nahmen ihre Plätze ein. Es herrschte wenigstens für kurze Zeit ein tiefes Stillschweigen, und der Altgeselle, welcher ein geborener Schlesier war, ergriff das Wort.

„Ehrsame Gesellen," sagte der Redner, „und Handwerks-Genossen! Ihr Alle wißt, warum wir hier zusammengekommen sind. Unsern Bruder, den Ungar Toby, hat die Polizei schimpflich ausgewiesen und außerdem schmachten fünfzehn von unseren Brüdern ungerechter Weise im Hundeloche. Das ist eine Schande für unser Gewerk. Die Meister reiben sich schadenfroh die Hände, und wenn wir diesmal nicht zeigen, daß wir nicht mit uns machen lassen, was sie wollen, so werden sie mit uns thun, was ihnen Recht ist und uns das Fell über die Ohren ziehen. Wir aber sind nicht so dumm, wie wir aussehen, und auch keine solche Esel, für die man uns hält. Wir müssen einmal

zeigen, daß wir Haare auf den Zähnen haben und kein Unrecht nicht dulden thun."

„Wir thun's nicht dulden!" ſchrie der ganze Chor aus einem Munde. Nachdem der geehrte Redner ſeine vertrockneten Lippen durch einen tüchtigen Schluck aus dem vor ihm ſtehenden Glaſe angefeuchtet und mit freundlichem Kopfnicken für den Beifall ſeiner Zuhörer gedankt hatte, fuhr derſelbe folgendermaßen fort:

„Wie ich ſehe, ſeid Ihr Alle meiner Meinung und es handelt ſich nur darum, wie wir es anfangen ſollen, um unſere gefangenen Brüder zu befreien. Da iſt mir nun über Nacht ein geſcheidter Einfall gekommen, der auch gewiß gefallen wird; denn der muß ein rechter Schurke ſein, der Etwas dagegen hat."

„Wir ſind keine Schurken!" rief die Verſammlung. — „Bruder Altgeſelle, rücke mit der Sprache heraus."

„So hört denn, was ich mir ausgedacht habe. Wir Alle hier ziehen jetzt von der Herberge vor das Rathhaus und verlangen, daß man die Gefangenen freigiebt oder uns dazu einſperrt. Das wird aber die Polizei hübſch bleiben laſſen, denn wenn alle Schneidergeſellen eingeſteckt werden, woher ſollen dann die Kleider kommen? Dann können die Breslauer einmal ſehen, wie es ohne Schneider geht! Das kann die Polizei nicht zugeben, weil kein Menſch ohne uns auf der Welt beſtehen kann. Unſer Gewerk iſt das Erſte auf der Welt, denn ohne uns müßte ja die ganze Menſch-

heit nackt herumlaufen, was gegen alle Sitte und den Anstand wäre. — Auf dieſe Weiſe zwingen wir gewiß die Polizei, daß ſie unſere Brüder losgeben muß."

Mit einer ſtolzen Miene ſah ſich der Altgeſelle in der Verſammlung um, die ihm auch laut über ſeinen geſcheidten Einfall ihre Zuſtimmung und Bewunderung zu erkennen gab. Viele erhoben ſich von ihren Sitzen und drückten ihm gerührt die Hand. Nur einige ruhigere und vernünftigere Leute, unter denen Georg oben an ſtand, konnten ſich mit dem Vorſchlag nicht einverſtanden erklären und warnten vor einem ſolch vorſchnellen Beſchluß. Georg verlangte ebenfalls gehört zu werden, und da er viele Freunde in der Verſammlung beſaß, ſo konnte ihm füglich nicht das Wort verſagt werden. Er wußte wohl, daß er mit ſeiner Meinung ziemlich vereinzelt ſtehn und ſich manche Feindſchaft zuziehen würde; aber er dachte an ſeine Pflicht und vor Allem an Marie und was er ihr verſprochen.

„Lieben Freunde!" begann er ſchüchtern ſeine Rede. „Ich bedaure gewiß eben ſo wie Ihr Alle hier, daß unſere Brüder im Gefängniß ſchmachten, auch wünſche ich ſo ſehr wie irgend Einer, daß ſie ſo ſchnell als möglich frei würden, aber ich glaube nicht, daß durch den Vorſchlag unſeres verehrten Altgeſellen der Zweck unſerer heutigen Verſammlung erreicht wird. Die Obrigkeit, welche doch von Gott eingeſetzt iſt, wird ſich nicht durch unſere Drohungen einſchüchtern laſſen. Toby hat ſein Schickſal verdient, da er gegen

das Gesetz gefehlt hat, welches den Gesellen verbietet, ohne vorhergegangene Kündigung den Meister zu verlassen und bei einem Andern in Arbeit zu treten. Solches werdet auch Ihr nur billig finden, zumal wenn Ihr bedenkt, daß auch Ihr einmal Meister werden wollt und ein solches Betragen Euch eben so wenig gefallen würde. Was nun die fünfzehn Zunftgenossen betrifft, so haben auch sie nach meiner Meinung nicht den richtigen Ton angestimmt und dem Freunde, dem sie nutzen wollten, mehr geschadet als geholfen, weil sie, statt bescheiden ihr Anliegen vorzubringen, lärmend und drohend die Freilassung des Ungarn gefordert haben. Wenn wir nun dasselbe thun, so machen wir uns des gleichen Vergehens schuldig und das Uebel nur noch schlimmer. Besser wäre es daher, wenn wir statt in Masse aufzubrechen, zwei verständige Männer aus unserer Mitte auswählten und zu dem Polizei-Director hinschickten, um diesem unsere Bitte vorzutragen. Ein so großer Haufe, wie der unsrige, kann auch beim besten Willen nicht die gehörige Ordnung halten, und leicht dürfte es bei dem aufgeregten Zustande, in dem wir uns befinden, zu Auftritten kommen, welche unserer guten Absicht schaden können. Ueberlegt daher die Sache noch einmal reiflich und mit kaltem Blute, ehe Ihr einen solchen Schritt thut, dessen Folgen sich nicht absehen lassen."

Nur mit Mühe und Noth konnte Georg seine Rede zu Ende bringen; von allen Seiten sah er sich von zornigen

und drohenden Mienen umringt, aber er ließ sich nicht so leicht einschüchtern und sprach mit fester Stimme, was er für Recht hielt. Seine Unerschrockenheit flößte den Uebrigen wenigstens so viel Achtung ein, daß sie ihn ausreden ließen. Kaum aber, daß er geendet hatte, so ging der Sturm los, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre es dem armen Georg gar schlecht gegangen.

„Speichellecker, Spion, Verräther!" scholl es ihm entgegen. „Der Kerl will sich nur lieb Kind bei den Meistern und der Polizei machen!" so hieß es laut. „Haut ihn, werft ihn hinaus!" schrieen die Freunde des Altgesellen. Allen diesen Schmähungen gegenüber hielt Georg tapfer aus. Er stand hochaufgerichtet mit erhobenen Armen und geröthetem Gesicht da. Seine Augen blitzten von edlem Zorn und Niemand wagte es, ihn anzugreifen, denn selbst der roheste Haufe achtet immer noch den Muth eines tüchtigen Mannes. Unangefochten ging er durch die Reihen seiner Gegner; ohne ihre drohenden Blicke und aufgehobenen Fäuste zu beachten, schritt er zur Thür hinaus, da er einsah, daß er mit seiner vernünftigen Ansicht nicht durchzudringen vermochte. Ihn schmerzte nur der unwürdige Verdacht der Zunftgenossen, und daß er in ihren Augen von nun an für einen Verräther gelten sollte. — Kaum war er jedoch gegangen, so zog der ganze Troß unter Anführung des Altgesellen vor das Rathhaus und verlangte tobend und lärmend die Herausgabe der Gefangenen oder

mit dieſen zuſammen eingeſperrt zu werden. Keiner dieſer Schreier dachte nur entfernt an eine ſolche Möglichkeit. Die Polizei war jedoch durch ihre Spione hinlänglich unterrichtet und hatte ſich auf den Beſuch der Tumultuanten genügend vorbereitet. Dieſe wurden von der bewaffneten Macht umzingelt und mehr als Hundert ebenfalls zu Gefangenen gemacht. Die Uebrigen machten ſich eiligſt aus dem Staube und verbreiteten die Nachricht wie ein Laufeuer durch die ganze Stadt. — Damals hielten noch die Gewerke feſt zuſammen, und das Mißgeſchick der Schneider wurde von der Geſellenſchaft der anderen Zünfte wie ihre eigene Sache angeſehen. Ganz Breslau gerieth in Aufregung; die Maurer, Schloſſer, Grobſchmiede, Schuſter, Täſchner und Gerber durchzogen an dem folgenden Tage in finſterer Haltung die Straßen und ſammelten ſich in ihren verſchiedenen Herbergen, wo es gar ſtürmiſch herging. Einzelne Gruppen ſtanden drohend an den Ecken des großen Ringes, Andere marſchirten Arm in Arm über den Platz und ſangen allerlei herausfordernde Spottlieder auf die Meiſter und die Polizei, zum Beiſpiel:

Breslau iſt eine ſchöne, ſchöne Stadt,
Die lauter verfluchte Meiſter und Polizei-Soldaten hat.

Das Alles verkündigte einen bevorſtehenden Sturm. Viele Neugierige blieben auf den Straßen ſtehen, weil ſie einen Scandal erwarteten. Müßiges Geſindel und Lehrjungen, die nie fehlen dürfen, kamen mit dazu und ſchloſſen

ſich den Geſellen an, bis die Zahl der tobenden Menge auf nahe an dreitauſend Köpfe ſtieg. Während dieſe Gährung in der Stadt herrſchte, befand ſich Georg in einer eben ſo aufgeregten Stimmung. Er kämpfte mit ſich ſelber weit ernſter als das vorige Male. Den Gedanken, für einen Verräther zu gelten, vermochte er nicht länger zu ertragen und ſelbſt auf die Gefahr hin, Mariens Liebe zu verlieren, wollte er ſich von dieſem Verdachte reinigen. Er wußte, daß die Gewerke etwas Großes im Sinne hatten. Diesmal war es auf nichts Geringeres abgeſehen, als auf eine gewaltſame Befreiung der Gefangenen. Jetzt galt es, zu beweiſen, daß man ihm Unrecht gethan, daß er kein Fuchsſchwänzer, kein Speichellecker wäre. Seine Zunftgenoſſen ſollten ſehen, daß ihm die Ehre des Gewerkes höher ſtände, als alle anderen Rückſichten.

„Der Meiſter wird mich für einen undankbaren Menſchen halten," ſagte ſich Georg leiſe, „Marie mich verachten und mir niemals wieder verzeihen, aber ich kann nicht anders, denn die Ehre geht mir über Alles."

So dachte der junge Geſelle und vom Gedanken zur That war bei ihm nur ein kurzer Schritt. Er ſtürzte auf die Straße und ſchloß ſich, wenn ihm auch das Herz blutete, ſeinen Zunftgenoſſen an, die ihn anfänglich mit mißtrauiſchen Augen betrachteten.

„Ihr ſollt ſehen, daß ich kein Verräther bin," ſagte er ihnen. „Ich gehe mit Euch und wäre es zur Hölle." Nach

und nach kehrte das Vertrauen seiner Mitgesellen zurück und da sie seinen Muth und seine Kraft kannten, so hießen sie einen so tapferen Mitstreiter willkommen. Unterdeß wälzte sich der tobende Haufe der Gewerke nach dem Gefängnisse, wo die eingesperrten Gesellen saßen. Schreiend und lärmend forderten die Aufrührer die Losgebung der Verhafteten, und da diese nicht erfolgte, so wurde zur Gewalt geschritten. Mit Hülfe der Zimmerleute und Schlosser sprengte man die Thüren des Kerkers, brach die Schlösser auf und befreite die Gefangenen. Im Triumph wurden diese vor das Haus des verhaßten Polizei-Direktors geführt, um ihn zu verhöhnen. Dieser hatte sich, zur rechten Zeit gewarnt, durch die Flucht gerettet, aber die aufgebrachte Menge ließ dafür ihren Zorn an dem unschuldigen Hause aus. Zuerst zertrümmerte ein Hagel von Steinen die Fenster; damit aber begnügte sich die Rache nicht; eine wilde Rotte drang in das Innere der Wohnung ein, zerschlug die Möbel, zerriß die Vorhänge und zerschnitt die Betten, die Federn in alle Winde streuend. — Für Georg hieß es jetzt: mitgefangen, mitgehangen. Er hatte sich den Gewerken lediglich in der Absicht angeschlossen, die Verhafteten befreien zu helfen und sich von dem ungerechten Verdachte seiner Zunftgenossen zu reinigen, jetzt aber wurde er mit zu solchen Ausschweifungen fortgerissen, die er im Innern verabscheuen mußte. Das ist aber die tückische Macht des Schicksals, daß der Mensch niemals die Grenzen seines Thuns unter solchen Umständen abmessen und Halt

gebieten kann. Wider seinen Willen und seine Ueberzeugung muß er dem Strome folgen, der ihn einmal ergriffen hat und mit sich fortführt. Der Wille des Einzelnen vermag nichts mehr, wenn er von der rechten Linie abgewichen ist, rechts und links ist er den dämonischen Mächten verfallen, die ihn unwiderstehlich ergreifen und nicht so leicht wieder loslassen. So erging es auch unserm Freunde Georg. In verzeihlicher Absicht hatte er sich den Aufrührern angeschlossen, und jetzt konnte er nicht wieder von ihnen fortkommen, er wurde der Theilnehmer ihrer Verbrechen, obgleich sein ganzes Wesen sich dagegen empörte. Nach der Demolirung des Hauses zogen die noch immer nicht beruhigten Tumultuanten vor die Wohnung des Grafen Hoym, der damals die Stelle eines Ober-Präsidenten der Provinz Schlesien bekleidete und der allmächtige Gebieter der Stadt Breslau war. Unterwegs übte die Menge allerlei Muthwillen aus und besonders vergnügten sich die Lehrjungen damit, ihr Müthchen an den Vorüberfahrenden zu kühlen. Jeder Wagen wurde von ihnen sogleich umringt und unter dem Vorwande, nach dem flüchtigen Polizei-Director Werner zu suchen, die Darinsitzenden zum Aussteigen gezwungen. Plötzlich tönte es: „Wir haben ihn! wir haben ihn!“ Der Ruf kam von einigen ausgelassenen Straßenjungen, unter denen der Lehrbursche des Meisters Glaubrecht sich am Meisten durch sein Geschrei auszeichnete. Die blinde Menge stürzte sich bei diesem Lärm auf eine geschlossene Karosse, in der zwei Damen und ein

Herr saßen. Umsonst bestrebte sich der muthige Kutscher, seine Pferde anzutreiben und so den Verfolgern zu entgehen. Einige von den Burschen waren ihnen schnell in die Zügel gefallen, während Andere den Wagenschlag aufrissen und die erschrockenen Besitzer desselben mit Gewalt auszusteigen nöthigten.

„Er ist es, der verfluchte Polizei-Director, der Hund, der Werner! Schlagt ihn todt!“ so ungefähr lautete die nicht eben freundliche Begrüßung. Vergebens versicherte der Herr des Wagens, daß er keineswegs der Gesuchte wäre, daß hier eine Verwechselung stattfinden müsse; seine Worte fanden bei der aufgeregten Menge kein Gehör. Eine derartiger Irrthum kann aber unter solchen Umständen höchst gefährlich werden, weil der blinde Haufe sich nicht so leicht davon abbringen läßt. Schon machte dieser Miene, Hand an den Fremden zu legen und ihm Gewalt anzuthun. Die beiden Damen stießen einen lauten Schrei um Hülfe aus und rangen jammernd die Hände. In diesem Augenblick erschien Georg zur rechten Zeit und hielt die Wüthenden ab, an einem Unschuldigen ihre Rache auszulassen. Mit einem raschen Satze stand er an der Seite des Herrn, den er den bereits ausgestreckten Händen der Aufrührer entriß.

„Zurück!“ rief er der tobenden Menge entgegen. „Ihr seid im Irrthum. Ich kenne diesen Herrn; er ist nicht der Polizei-Direktor Werner.“

„Das kann Jeder ſagen!“ rief ein vorlauter Lehrburſche. „Er iſt es, er iſt —“

Aber ehe der jugendliche Tumultuant noch vollenden konnte, hatte ihn Georg durch ein wohlangebrachtes Kopfſtück zum Schweigen gebracht. Verdutzt hielt ſich der Junge die geſchwollene Wange und wagte nicht mehr zu mucken.

„Ich gebe Euch mein Wort,“ ſagte Georg, „daß dies der Baron von Rothkirch iſt. Ich kenne ihn und bürge für ihn. Laſſen wir ihn darum ruhig weiter fahren, damit uns nicht durch unſeren Aufenthalt der wahre Schuldige entgeht.“

Dieſe Sprache verfehlte ihre Wirkung nicht. Man ließ den Fremden los und ruhig mit den Damen ſeinen Wagen wieder beſteigen. Er wollte noch an Georg einige Worte des Dankes richten, doch dieſer gab dem Kutſcher die Weiſung, ohne Aufenthalt und ſo ſchnell als möglich auf und davon zu fahren. — Nach dieſer kurzen Unterbrechung gelangten die Tumultuanten zu dem Palaſt des Grafen Hoym. Dieſer war im Ganzen ein ſchwacher und gutmüthiger Mann, dem es an der nöthigen Energie fehlte. Er ſah in dem Aufſtande ein Zeichen des revolutionären Geiſtes, der damals von Frankreich ausging, und zitterte für die möglichen Folgen, am meiſten jedoch für ſeinen eigenen Kopf. Deshalb bewilligte er auch Alles, was man von ihm verlangte, die Zurückberufung des unterdeß ausgewieſenen Toby und ſogar die Abführung des Polizei-Directors Werner nach der Feſtung Neiße, um daſelbſt für die den Gewerken angethane

Beſchimpfung zu büßen. Nachdem ſo die Aufrührer durch die Schwäche der oberſten Behörden mehr noch erlangt hatten, als ſie urſprünglich wollten, gaben ſie ſich zufrieden und verliefen ſich auch nach und nach. Eine gewiſſe Aufgeregtheit blieb jedoch; denn ſo leicht kehrt der ausgetretene Strom nicht in ſein Bett zurück. Bis die verſprochenen Bedingungen von dem Ober-Präſidenten erfüllt werden würden, beſchloſſen die Geſellen, jede Arbeit einzuſtellen und vorläufig ſich noch ein paar Tage Ruhe zu gönnen. Georg wußte nicht, was er beginnen, ob er in das Haus ſeines Meiſters wieder zurückkehren ſollte oder nicht. Sein Gewiſſen ſprach ihn nicht frei von jeder Schuld und es fehlte ihm faſt der Muth, dem Meiſter und ſeiner Tochter ſo frank und frei wie ſonſt unter die Augen zu treten. Schwankend ging er vor der trauten Schwelle auf und nieder, jedesmal zuſammenfahrend, wenn die Thür ſich öffnete. Es waren nur fremde und gleichgültige Leute, die da kamen. Wieder drehte ſich die Angel und Georg bebte, denn diesmal trat Meiſter Glaubrecht mit ſeiner Tochter hervor. Beide hatten ihn ſchon von Weitem bemerkt und erkannt; aber ſie wendeten ſich von ihm ab. Der Vater mit einem ſtrengen, Marie mit einem klagenden Blicke, der in Thränen zu ſchwimmen ſchien. In ihren weinenden Augen las er ſein Urtheil, und daß ſie bereits Alles wußten. Ein kalter Schauer erfaßte ihn und er ſtand wie feſtgebannt. Der Meiſter trat jetzt

dicht an ihn heran, schaute ihn so durchbohrend an, daß Georg vor Scham in die Erde sinken wollte.

„Wir sind geschiedene Leute," sagte der Alte. „Ich kann keinen Gesellen brauchen, der sich gegen eine christliche Obrigkeit empört, alle Zucht vergißt, Gefängnisse und Häuser wie ein Dieb oder Mordbrenner erbricht. Hiermit kündige ich Ihm ein und für alle Mal; Er darf nicht mehr mein Haus betreten."

Georg wollte ihm antworten und sich vertheidigen, aber der Alte drehte ihm den Rücken zu und ließ ihn vernichtet stehen, nur Marie konnte sich nicht enthalten, sich noch einmal nach ihm umzuwenden. Er sah Beide um die Ecke biegen und verschwinden, wobei ihm das Herz vor Trauer brechen wollte. Verzweifelnd stürzte er fort, er wußte selber nicht wohin. — Der Aufruhr schien beendet und seit zwei Tagen herrschte wieder vollkommene Ruhe in Breslau, nur daß sich noch allerlei Gesindel, und besonders die nichtsnutzigen Lehrjungen in den Straßen herumtrieben. Ein Haufe derselben hatte sich vor der Hauptwache eingefunden und konnte es nicht unterlassen, allerlei Spottreden an die davor stehenden Soldaten zu richten und diese zu verhöhnen. Nichtsnutzige Schusterjungen verlachten die Artilleristen, welche mit brennenden Lunten bei den mit Kartätschen geladenen Geschützen an der Ecke des Marktes standen.

„Eure Kanonen sind wohl mit Buttermilch oder Mondschein geladen?" fragte ein vorlauter Schreier, worüber der Chor in ein lautes Gelächter ausbrach.

Der kommandirende General v. Hüſer verlor darüber die Geduld und befahl: „Feuer!“ Ein jäher Blitz, dem ein dumpfer rollender Donner folgte, zuckte hell empor; die Kartätſchen ſchlugen furchtbar in die dichtgedrängte Menſchenmaſſe ein, von der der Markt erfüllt war, und im nächſten Augenblick lagen ſiebenunddreißig Leichen und einundvierzig Schwerverwundete, darunter Frauen, Kinder und zufällig Vorübergehende, auf dem Platz, mit ihrem Blut den Boden roth färbend. Leicht kann man ſich wohl denken, welchen Eindruck dieſes unvermuthete Ereigniß auf die kaum beruhigten Gemüther machte. Mit einem Wuthſchrei ſtürzte ſich die Menge wieder nach der Wohnung des Grafen Hoym, Rechenſchaft und Rache fordernd. Dieſer gab den Abgeordneten der Handwerker die feſte Verſicherung, daß ohne ſeine Zuſtimmung ſcharf geſchoſſen, daß nur durch ein Mißverſtändniß dieſes unglückſelige Kommandowort gegeben ſei, daß er das Geſchehene aufrichtig beklage und wieder gut machen wolle, was noch gut zu machen ſei. Den Gefallenen verhieß er ein ehrenvolles Begräbniß, den Verwundeten die beſte Pflege, den Verſtümmelten Penſion und Entſchädigung für die verſäumten Arbeitstage, außerdem ſicherte er den Anſtiftern und Theilnehmern des Aufſtandes vollkommene Strafloſigkeit zu. Nur durch dieſe Verſprechungen und durch das kluge Benehmen des Miniſters wurde die Ruhe einigermaßen wieder hergeſtellt und fernerem Unheil vorgebeugt. Zur guten Stunde war auch der ausgewieſene

Toby auf Befehl des Grafen Hoym wieder zurückgebracht worden und seine Anwesenheit zu einem Schauspiele benutzt, das geeignet war, die Gemüther zu versöhnen. Noch an demselben Tage erschien der Ungar am Arme des Kammer-Referendar Grafen Kameke vor den versammelten Gewerksgenossen auf dem Platze vor dem Ober-Amthause. Der junge und durch seine lustigen Streiche wohl bekannte und gut gelittene Kameke hielt an Toby eine feierliche Anrede, worin er ihn wieder in Breslau Willkommen hieß und ihm eine vollständige Ehrenerklärung gab. Hierauf trank er ihm aus einem großen silbernen Becher zu und entband ihn so von jedem öffentlich ihm angethanen Schimpf. Von einem Regiments-Adjutanten und dem lustigen Referendar untergefaßt, begab sich der so gefeierte Toby als Held des Tages in die verschiedenen Herbergen, wo ihm so lange zugetrunken wurde, bis er nicht mehr konnte und unter den Tisch zu liegen kam. Alle Gewerke waren zufrieden, besonders aber die Schneider, welche bei dieser Gelegenheit mehr Courage gezeigt hatten, als man ihnen sonst gewöhnlich zutraute. Die erhaltene Genugthuung beruhigte die Gesellen und auch die Bürgerschaft so vollständig, daß die Beerdigung der Gebliebenen ohne weitere Störung vorüberging. Eine unabsehbare Reihe von einigen fünfzig Särgen bewegte sich am 2. Mai von Morgens neun Uhr bis Mittags ein Uhr durch die Stadt unter dem Geläute aller Glocken, Choralgesang mit Begleitung der Militairmusik,

einem Trauergefolge von mehr als dreitausend Gesellen und dem Ehrengeleite einer Abtheilung Infanterie, Kavallerie und Artillerie. — Der Friede war wieder hergestellt und Graf Hoym hielt wirklich die von ihm ertheilte Amnestie. Nur einige Tage später erschien folgende Bekanntmachung „auf Seiner Majestät allergnädigstem Spezial-Befehl:“ „Sollten Bewohner der Städte und des Landes von zanksüchtiger Denkungsart durch die ihnen zu ertheilende Belehrung sich nicht abhalten lassen, ihren Hang zu ungegründeten Querelen fortzusetzen, in Frechheit und Widersetzlichkeit auszuarten, unvernünftig zu raisoniren, Dienstpflichten und Schuldigkeiten zu versagen, oder sich zusammenzurotten, so werde der König aus landesväterlicher Vorsorge nicht Umgang nehmen können, nach bewiesener möglichster Gelindigkeit zu den ernstlichsten Maßregeln schreiten zu lassen, um seinen getreuen und rechtschaffenen Unterthanen Ruhe zu verschaffen und sie in ihrem Eigenthume zu sichern. Die Kommandeure der Truppen seien mit den gemessensten Ordres versehen, und wehe denen! welche es zu den auf Widerstreben der öffentlichen Ordnung festgesetzten Strafen kommen lassen.“ — Diese ernstliche Bekanntmachung beunruhigte doch einige der Rädelsführer und sie hielten es für gerathen, trotz der ausgesprochenen Amnestie Breslau zu verlassen. Dies that auch der Ungar Toby, dessen Rolle ausgespielt war und der, aus seinem Rausch erwacht, sich zu seinem großen Erstaunen wieder

völlig unbeachtet ſah. Der eitle Geſelle konnte den Gedanken nicht ertragen, zu einer bloßen Null herabgeſunken zu ſein; er ſchnürte darum ſein Bündel und verſchwand ſo ganz heimlich von dem früheren Schauplatz ſeiner ſchnell entſchwundenen Größe. Faſt zu gleicher Zeit mit ihm kam auch Georg zu dem Entſchluß, Breslau zu verlaſſen und ſich auf die Wanderſchaft zu begeben. Er vermochte nicht mehr, mit Marie in demſelben Orte zu leben und ſie nicht mehr zu ſehen, lieber wollte er bis an's Ende der Welt gehen. In der letzten Nacht vor ſeinem Abzuge ſchlich er ſich noch einmal vor ihr Haus und blickte zu ihr empor. Mit weinenden Augen nahm er ſtill und unbemerkt Abſchied von dem Orte ſeines Glücks, von dem verlorenen Paradieſe, aus dem ihn das harte Schickſal verjagte. Im Mondenſcheine glaubte er an den Fenſterſcheiben einen Engelskopf geſehen zu haben, er warf ihm tauſend Küſſe in Gedanken zu.

„Gott ſegne Dich, Gott ſegne Dich, mein ſüßer Schatz!“ flüſterte der betrübte Geſell.

Er vermochte nicht ſich loszureißen und erſt als der Morgen dämmerte und die Hähne krähten, kehrte er in die Herberge zurück. Ohne ſich zur Ruhe zu legen, rüſtete er ſich zur Abfahrt; er nahm das leichte Felleiſen auf den Rücken, bezahlte ſeine Zeche und wanderte zum Thor hinaus. Als er einige hundert Schritte ſo gegangen war, kehrte er ſich noch einmal um. Im Glanz der Morgen-

ſonne ſchimmerte die gute Stadt mit ihren Thürmen und ſtattlichen Häuſern. Sein Auge wurde feucht, als er ſo vielleicht für immer Abſchied nahm. Traurig ging er weiter, ohne auf ſeinen Weg zu achten, da ihm Alles gleichgültig ſchien und er am liebſten bald geſtorben wäre. Die Milchfrauen und Bauerdirnen zogen an ihm vorüber auf den Markt; manche wohlhabende Pächterstochter blickte dem ſchmucken Geſellen nach, aber er kümmerte ſich nicht darum. Erſt als er draußen im Freien zwiſchen thauigen Wieſen und grünenden Saatfeldern ſeinen Weg verfolgte, ihn die Maiſonne ſo freundlich in's Herz ſchien und die Lerche ihr Lied voll Troſt und Freude ihm entgegenſang, regte ſich der unbezwingbare Jugendmuth wieder in ihm und die Luſt der erwachten Natur linderte wohl einigermaßen den Schmerz der Trennung. Er blickte wieder um ſich und ſein Gemüth gab der Hoffnung von Neuem Raum. Kräftiger und friſcher wurde ſein Schritt und ſeine bleichen Wangen rötheten ſich, von dem kräftigen Morgenwind umweht. So mochte er ungefähr eine Stunde ſchon gegangen ſein, als ein ſtattlicher Wagen mit vier Goldfüchſen beſpannt, an ihm vorüberrollte. In der offenen Karoſſe ſaßen zwei bekannte Damen und derſelbe Herr, welchen Georg in den erſten Tagen des Aufruhrs aus den Händen des erbitterten Volkes gerettet hatte.

„Halt!“ rief dieſer dem Kutſcher auf dem Bocke zu.

Der Wagen ſtand und der Baron ſprang hinaus und ergriff die Hand ſeines Retters.

„Das trifft ſich gut," ſagte dieſer; „eben wollte ich nach Breslau, um mich nach Ihnen zu erkundigen und meine Schuld an Sie zu zahlen."

„Sie ſind mir nichts ſchuldig," antwortete Georg überraſcht.

„Darüber wollen wir hier nicht ſtreiten. Kommen Sie, meine Damen warten. Steigen Sie nun ohne Umſtände ein."

Georg weigerte ſich, aber der Baron ergriff ſeinen Arm und nöthigte ihn faſt mit Gewalt in den Wagen hinein, wo er ihn den Damen, ſeiner Frau und Schweſter, vorſtellte. Unſer Freund wußte nicht, wie ihm geſchah, als er in der eleganten Equipage ſaß und in ſo vornehmer Geſellſchaft wieder nach der eben verlaſſenen Stadt zurückkehrte. Nach einer Pauſe begann der Baron allerhand Fragen an ihn zu richten.

„Wie ſo haben Sie denn meinen Namen gewußt und mich gleich erkannt, obgleich ich mich nicht erinnere, Sie je geſehen zu haben?"

„Ich bin Ihnen in dem Hauſe des Meiſters Glaubrecht begegnet, bei dem ich lange Jahre als Geſelle gearbeitet habe," entgegnete Georg mit einem ſchmerzlichen Seufzer.

„Meiſter Glaubrecht iſt ein alter Freund unſers Hauſes. Mein ſeliger Vater hat ihn als armen Knaben auf ſein

Schloß genommen und da er sich besonders anstellig mit der Nadel zeigte, ihn das Schneiderhandwerk auf seine Kosten lernen lassen und ihm auch das Geld zum Anfang vorgestreckt. Ich selber lasse noch immer aus Pietät bei ihm arbeiten."

„Und in seinem Hause habe ich den Herrn Baron auch einmal gesehen, als Hochdieselben eine Bestellung machten."

„So ist Alles erklärt; aber wie kommt es denn, daß Sie Ihre bisherige Kondition aufgegeben haben, denn nach Ihrem Anzuge zu urtheilen, befinden Sie sich auf der Wanderschaft?"

Georg erröthete und schwieg, aber der Baron und besonders die Damen, welche sich in das Gespräch mischten und ihm so große Theilnahme bezeigten, verstanden es, mit vieler Feinheit nach und nach sein Geheimniß zu entlocken. Er gestand ihnen Alles, selbst mehr als er wollte; denn die Baronin hatte mit weiblichem Scharfsinn aus seinen Worten auch seine heiße Liebe für Marie errathen, deren Pathin sie selber war. Während Georg so beichtete und sich offen anklagte, wie er aus Rücksicht auf die Meinung seiner Zunftgenossen die nächste Pflicht der Dankbarkeit gegen seinen Meister aus den Augen gesetzt habe, wechselten die kluge Frau mit ihrem Gatten bedeutsame Blicke. — Unterdeß war die kurze Strecke bald zurückgelegt und der Wagen hielt gerade vor dem Hause des Meister Glaubrecht. Der Baron stieg zuerst aus und half den Damen; Georg folgte

und wollte ſich verabſchieden, aber ſo leicht kam er nicht davon.

„Hiergeblieben!“ befahl ihm der Baron im ſcherzhaften Tone, indem er ſich des Flüchtigen bemächtigte.

Arm in Arm mit Georg trat er in die Wohnung des Meiſters, der vor Verwunderung über den ſeltſamen Anblick ſchier das Bügeleiſen fallen ließ, das er gerade in Händen hielt, während Marie einen lauten Schrei der freudigen Ueberraſchung nicht zu unterdrücken vermochte. Ihre rothgeweinten Augen ſagten nur zu deutlich, was ſie durch dieſe kurze Trennung von ihrem Jugendfreunde gelitten hatte. — Der Baron weidete ſich einige Augenblicke an der verdutzten Miene des Alten.

„Lieber Meiſter!“ ſagte er im vertraulichen Tone; „hier bringe ich Euch einen Flüchtling wieder, den ich auf dem Wege gefunden habe. Da er zu Eurem Hauſe gehört, ſo führe ich Euch dieſen reuigen Sünder zurück.“

„Ich kann ihn nicht brauchen,“ entgegnete der Meiſter ſtreng. „Seine Stelle iſt bereits anderweitig beſetzt.“

„Das thut mir leid,“ erwiederte der Baron noch immer ſcherzend. „Dann bleibt mir freilich nichts übrig, als ihm ſo viel Geld zu geben, daß er ſelber Meiſter werden kann. Das iſt das Wenigſte, was ich für den Mann thun will, der mir und den Meinigen das Leben gerettet hat.“

„Iſt das Ihr Ernſt, Herr Baron?“ fragte der Alte.

„Mein voller Ernſt. Dieſer brave Menſch hat mich vor

der Wuth der blinden Aufrührer mit eigener Lebensgefahr geſchützt, denn es gehört kein gewöhnlicher Muth dazu, dem Vorurtheil eines toll gemachten und irre geleiteten Haufens entgegenzutreten. Was er auch gegen Euch gefehlt haben mag, ich bin ihm mein Leben ſchuldig und will ihn dafür, wie er es verdient, belohnen."

Während der Baron ſo ſprach, ſtand Georg mit niedergeſchlagenen Augen und wagte weder den Meiſter noch deſſen Tochter anzuſehen. Glaubrecht blickte noch immer finſter und Marie wandte ſich ab, um ihre Gefühle zu verbergen. Es herrſchte einige Augenblicke ein banges Stillſchweigen; die trefflichen Menſchen ſtanden auf dem Punkt, ſich durch ihre Hartnäckigkeit für immer unglücklich zu machen.

„Nein," rief endlich Georg dem Baron zu, „Sie ſind mir nichts ſchuldig, denn ich habe nur gethan, was meine Pflicht war. Ich danke für Ihre Güte, aber ich will nicht Meiſter werden. Was ſollte es mir auch nützen? Mein Herz ſehnt ſich nicht nach Auszeichnung und Gewinn. Ich habe nur noch einen einzigen Wunſch auf der Welt und den können Sie mir doch nicht erfüllen."

„Laſſen Sie hören," ſagte der Baron.

„Verſchaffen Sie mir die Verzeihung meines Meiſters und ich bin zufrieden. Nur einmal ſoll er mir die Hand reichen und mir ſagen, daß er mir nicht länger zürnt und ich will ruhig ſcheiden und nichts mehr verlangen, nichts auf dieſer Welt."

Noch immer ſtand der Alte trotzig abgewandt; der Baron redete ihn vergebens zu und verſuchte ſeinen ſtarren Sinn zu beugen.

„So will ich denn gehen," klagte Georg mit bebender Stimme. „Ich ſehe, daß ich ohne die Vergebung meines Wohlthäters ſcheiden muß."

Mit gebrochenem Herzen wankte er der Thüre zu, bereit für ewig und immer Abſchied zu nehmen. Da tönte ein lautes zerreißendes Schluchzen; es kam aus der Bruſt der holden Marie, die ſich jammernd in die Arme der Mutter warf. Das Geheimniß ihres jungfräulichen Herzens war ihr wie aller Welt mit einem Male klar und konnte nicht länger verborgen bleiben.

„Sie ſtirbt, wenn er geht!" rief die Baronin unwillkührlich laut.

Einen Blick warf der Vater auf die bleiche Tochter, welche ohnmächtig mit geſchloſſenen Augen an dem Buſen der Mutter ruhte; dann ſchmolz der ſtrenge Ernſt in ſeinen Zügen und er reichte gerührt dem ſcheidenden Georg die Hand.

„Bleib!" ſagte er. „Ich verzeihe Dir. Du haſt hinlänglich gebüßt, was Du gefehlt. Als Geſelle kann ich Dich aber nicht behalten, denn ich habe darauf einen Schwur gethan. Du ſollſt Meiſter werden und meine Kundſchaft übernehmen, weil ich ſchon ohnehin zu alt geworden bin."

Während der Meiſter ſo ſprach, erwachte auch Marie zum Bewußtſein aus ihrer kurzen Ohnmacht. Beſchämt barg ſie ihr erröthendes Geſicht mit beiden Händen.

„Nun biſt Du doch zufrieden, mein Kind?“ fragte der Alte. „So hab' ich's gut gemacht, nicht wahr?“

„Lieber, lieber Vater!“ rief ſie unter Thränen lächelnd.

Noch an demſelben Tage wurde die Verlobung gefeiert, bei welcher der Baron mit ſeinen Damen als Zeugen und Gäſte erſchienen. Er ließ es ſich nicht nehmen, bei Tiſch dem glücklichen Bräutigam in zarteſter Weiſe ein anſehnliches Geſchenk zu überreichen. Darauf erhob er das Glas und rief: „Es leben die Gewerke! vor Allem die Schneider, nur ſollen ſie in Zukunft keine Revolution mehr machen.“

Pack ſchlägt ſich, Pack verträgt ſich.

Vor dem Schloßportale zu Berlin saß die Frau Grützmacher bei ihrem Obstkram, den sie schon seit vielen Jahren an dieser Stelle betrieb. Sie war eine stattlich derbe Figur mit kräftigen, von der Sonne gebräunten Armen, gutmüthig, aber auch leicht aufbrausend und dann nicht wählerisch in ihren Ausdrücken, wobei sie manche kräftige Wahrheit sagte. Von ihrem kleinen Handel nährte sie sich und ihre zwei Kinder redlich, seitdem ihr Mann sie heimlich verlassen und mit dem König in den Krieg gezogen war. Einmal hatte er ihr aus dem Lager geschrieben, aber sie ihm nicht geantwortet, weil sie ihm nicht verzeihen konnte, daß er so schlecht an ihr gehandelt. Trotzdem liebte sie ihn noch immer und vielleicht noch mehr, als sie selber glaubte und wußte. —

Jetzt war der Krieg zu Ende und die Regimenter kehrten zurück, mit Ruhm bedeckt. Ganz Berlin jubelte, und die Freude war auf allen Gesichtern zu lesen. Das Volk strömte in Festtagskleidern seit dem frühen Morgen durch das Frank-

furter Thor, wo man den König und die Truppen erwartete. Dort war auch ein Triumphbogen gebaut und außerdem alle Häuser in den Straßen mit Blumen, Kränzen und Fahnen zum festlichen Empfange geschmückt. Die Schützengilde in neuer Uniform hatte sich bereits aufgestellt, um den siegegekrönten Monarchen bis zum Schlosse zu begleiten, die Herren vom Magistrat waren auch zugegen, und der Bürgermeister wiederholte noch einmal im Stillen die sorgfältig ausgearbeitete Anrede, womit er den König zu begrüßen gedachte. Die weiß gekleideten Jungfrauen, welche bei keinem fürstlichen Einzuge fehlen dürfen, trippelten vor Ungeduld und musterten sich gegenseitig, um zu sehen, welche von ihnen am schönsten gekleidet sei. Ab und zu machte sich ein Berliner Straßenjunge, und solche gab es zu allen Zeiten, das Vergnügen und schrie: „Sie kommen!“ — Dann stellte sich Alles in Positur, reckte den Hals in die Höhe und schaute sich fast die Augen aus, bis es sich zeigte, daß es nur ein schlechter Witz gewesen. Demungeachtet ließen sich die guten Berliner das Warten nicht verdrießen, denn sie liebten den großen König und waren stolz auf ihn und seine unsterblichen Siege. Es war ein Tag der allgemeinen Freude und Begeisterung, wo das Herz eines ganzen Volkes höher schlägt und selbst der Geist des gewöhnlichen Spießbürgers sich getragen von dem großen weltgeschichtlichen Momente fühlt.

Nur die Obstfrau an dem Schloßportal rührte sich nicht von ihrem alten Fleck und saß still, fast theilnahmlos bei

dem Jubel aller Welt. Obgleich ſonſt nicht kopfhängeriſch, war ſie doch heut innerlich gar tief betrübt. Sie hatte auch hinlänglichen Grund zur Trauer, wenn ſie an ihre eigne Verlaſſenheit und das Schickſal ihrer Kinder dachte. Sie wußte nicht, was aus ihrem Manne geworden, der vermuthlich im Felde geblieben war. Aber wenn er auch gegen ihre Erwartung zurückkehren ſollte, war ſie dennoch feſt entſchloſſen, nach wie vor getrennt von ihm zu leben, weil er ſie, wie ſie glaubte, auf ſo ſchändliche Weiſe verlaſſen hatte. Der Entſchluß ſtand feſt in ihrer Seele, und ſie war einer jener kräftigen Charaktere, die ein einmal an ihnen begangenes Unrecht nicht ſo leicht verzeihen. Falſches Mitleid kannte ſie nicht, und wie ſie ſelber zu allen Zeiten und unter allen Verhältniſſen ſtreng ihre Pflicht erfüllte, ſo forderte ſie das Gleiche auch von Andern und beſonders von ihrer Umgebung. Sie hatte, mit einem geſunden Verſtand und gehörigen Mutterwitz ausgerüſtet, ſich eine eigene Moral und Lebensphiloſophie geſchaffen, an der ſie bei jeder Gelegenheit feſthielt. — Außer dieſem Kummer drückte ſie aber heute noch ein anderes Leid. Der königliche Haushofmeiſter hatte im übertriebenen Pflichteifer den Befehl ertheilt, ihren bisherigen Stand an dem Schloßportal aufzugeben. Er wollte die brave Frau, die allerdings manchmal zu laut wurde, nicht länger in der Nähe des Palaſtes dulden und benutzte die bevorſtehende Ankunft des Königs, um ſie zu entfernen. Was Allen Freude brachte, die Rückkehr des Monarchen, war für ſie nur ein Gegen-

ſtand der Trauer. Hier an dem Platze hatte ſie ungekränkt ſeit Jahren geſeſſen, ihre Kundſchaft reichlich gefunden, und nun ſollte ſie die ihr lieb gewordene und einträgliche Stelle verlieren. Das ging ihr durch den Kopf, und ſie ſann auf ein Mittel, wie das drohende Mißgeſchick abzuwenden ſei. — Im Nothfalle war ſie entſchloſſen, den König ſelber anzugehen, denn ſie kannte keine Furcht, auch wußte ſie, daß der große Friedrich gegen den Niedrigſten ſeiner Unterthanen menſchlich war und ein dreiſtes Wort nicht übel nahm.

Während ſie ſich mit derartigen Gedanken beſchäftigte, näherte ſich ihr die Waſchfrau Kulliken, ihre beſte Freundin. Dieſe hatte ſich zu Ehren des feſtlichen Tages herausgeputzt und ihre beſte Kantuſche und die höchſte Haube angelegt. Am Arme trug ſie einen großen Beutel von grünem Sammet, der Pompadour genannt und mit den nöthigen Lebensmitteln vollgeſtopft, um die Zeit bis zur Ankunft des Königs ſich in angenehmer Weiſe zu verkürzen. Sie forderte die Freundin auf, mit ihr vor das Thor zu gehen und den Einzug anzuſehen.

„Geh' Sie nur," antwortete Frau Grützmacher, „allein hinaus; ich muß hier bei meinem Krame bleiben."

„Ei was!" entgegnete die Wäſcherin. „Heute hat ſich was zu kramen. Ganz Berlin iſt auf den Beinen, um den Einzug vons Militair durch das Frankfurter Thor zu ſehen."

„Ich bin nicht neugierig," ſagte die Obſtfrau kurz angebunden.

„Ne, ſo was lebt nicht. Ihr Mann kann ja auch mitkommen. Wenigſtens ſollte Sie ſich nach ihm erkundigen, was aus ihm geworden iſt."

„Hat er ſich nicht um mich gekümmert, ſo brauch' ich mich auch nicht um ihn zu kümmern. Wie Du mir, ſo ich Dir. Was dem Einen recht iſt, iſt dem Andern billig."

„Bedenke Sie aber, daß er immer Ihr Mann bleibt und der Vater von Ihren Kindern."

„Ein ſchöner Mann, der ſeine Frau verläßt und ſeine Kinder ſo behandelt. Hat er ſich nicht bei Nacht und Nebel fortgeſtohlen und iſt in den leidigen Krieg gezogen?"

„Aber wenn er nun doch wiederkommt und als ein gemachter Mann. — Ich habe mir ſagen laſſen, daß mancher Soldat ordentlich Beute gemacht, und daß es ſelbſt ein Gemeiner bis zum Major oder gar Feldwebel gebracht hat. Wird Sie ihn dann auch nicht mögen?"

„Und wenn er ſelber General wäre und mir die Schürze voll Dukaten ſchüttete, ich will von ihm Nichts wiſſen. Er hat mich zu ſchwer betrübt. Hab' ich nicht wie eine rechtſchaffene Frau an ihm gehandelt, ihn gekocht, gewaſchen und aufgeräumt? Die Kinder will ich gar nicht rechnen. Zum Lohn dafür läßt er mich ſitzen mit den armen Würmern. Damals glaubte ich, daß ich's nicht überleben könnte, aber Noth lehrt beten. Ich habe das Bischen Gerumpel und die Paar Kleider, die ich noch von ihm hatte, verkauft und mit dem Gelde meinen Obſthandel angelegt, der Gott Lob mich

und die Kleinen ernährt. Das werd' ich ihm auf dem Todtenbette noch nicht verzeihn, wie er an mir niederträchtig gehandelt hat. Ob er lebt oder gestorben ist, ist mir jetzt partout egal. Wir bleiben unter allen Umständen geschiedene Leute."

Da Frau Kulliken sah, daß die Freundin sich nicht bewegen lassen wollte, sie vor das Frankfurter Thor zu begleiten, und sie selbst Etwas zu versäumen fürchtete, so hielt sie sich nicht länger auf und machte sich allein auf den Weg. Die Obsthändlerin blieb zurück und wischte sich die Thränen aus den Augen, welche sie gegen ihren Willen heimlich und ungesehen weinte, wenn von ihrem undankbaren Mann die Rede war. So sehr war sie noch immer mit ihrem von Neuem aufgeregten Schmerze beschäftigt, daß sie der zu ihr abgesendete Hoflakei zweimal ziemlich derb anstoßen mußte, ehe sie ihn bemerkte.

„Was will Er?" frug sie verdrießlich über seine Störung.

„Der Königliche Herr Haushofmeister," entgegnete der übermüthige Bediente, „läßt Ihr durch mich sagen, daß Sie sich augenblicklich zum Teufel mit Ihrem Kram scheeren soll!"

„Muß das wirklich gleich sein?"

„Auf der Stelle, und ich habe den Befehl, Sie mit Gewalt fortzujagen, wenn Sie nicht gutwillig gehn will."

Dabei schickte sich der Lakei an, die Obstkörbe fortzustoßen und somit seine Worte auch sogleich wahr zu machen. Da war er aber an die Rechte gekommen, denn die Grützmacher war keine Frau, die sich eine solche Behandlung ohne

Widerrede gefallen ließ. Mit zornrothem Geſichte und vorgeſtreckten Armen ſprang ſie von der Bank, auf welcher ſie bisher ruhig geſeſſen hatte.

„Unterſtehe Er ſich,“ ſchrie ſie mit nachdrücklicher Stimme, „und rühre Er mir die Körbe an; es kann Ihm was paſſiren.“

„Ich bitte mir,“ antwortete der Hochmüthige, „Reſpekt vor der Livree des Königs aus.“

„Ehre wem Ehre gebührt, aber der Rock macht nicht den Mann, ſondern umgekehrt. Denkt Er denn, Mosjö Kilian, daß ich Ihn nicht kenne? Wo trägt Er denn alle Abend die Weinflaſchen hin, die Ihm aus der Rocktaſche vorgucken? — He! — was macht Er denn mit den ſchönen Wachslichtern, die Er heimlich mitgehen heißt? — He! — wie befindet ſich die Mamſell in der Papenſtraße, die neulich nach Ihm gefragt hat? — He! — Gottlob, ich habe meine geſunden Augen und ſitze nicht hier umſonſt. Ich weiß Alles, was im Schloſſe vorgeht, und wenn ich einmal den Mund aufthun und dem König ſagen werde, was für eine heilloſe Wirthſchaft alle ſeine Leute treiben, ſo kann ſich Euresgleichen darauf gefaßt machen, ſtatt Seide Wolle in Spandau zu ſpinnen.“

„Das Weib hat den Teufel im Leibe,“ murmelte der Bediente beſtürzt.

„Nun, will Er mich noch mit Gewalt fortjagen?“

„Mein Gott! Ich thue nur meine Schuldigkeit und was der Herr Haushofmeiſter mir auftragen.“

„Wie der Herr, ſo der Knecht. Der Eine taugt ſo wenig wie der Andere. Ich ſehe ſchon, ich muß dem König einmal reinen Wein einſchenken.“

„Sie wird es doch nicht wagen.“

„Das Wagſtück iſt eben nicht groß. Der König kennt mich; wir haben uns immer mit einander gut vertragen, wie es Nachbarn zukommt. Ich hab' ihn gegrüßt, und er hat mir gedankt. Meine Aepfel hat er auch ſchon mehr als einmal gekoſtet und ſich überzeugt, daß ich ordentliche Muſterung unter meinen Truppen halte, wie er unter den Seinigen. Die Faulen werf' ich in die Spree; denn ich dulde Keinen, der einen Fehler hat; weil die Uebrigen ſich zu leicht anſtecken. Das böſe Beiſpiel verdirbt gute Sitten. Denſelben Rath will ich auch dem alten Fritzen geben, wenn ich mit ihm ſprechen werde.“

„Woher Sie nur die Courage nimmt?“

„Das will ich ihm gleich ſagen. Thue Recht und ſcheue Niemand. Auch der König iſt nur ein Menſch, und wenn ſein letztes Stündlein ſchlägt, wird auch er nur Staub wie ich. Daran denk' ich immer, wenn ich ſolchen hohen Herrn ſehe. Vor dem Tode und dem lieben Gott ſind wir Alle gleich.“

In dieſem Tone redete die wackere Frau zu dem Bedienten und ihre Worte, oder auch vielleicht ihre Drohungen ſchienen einen bedeutenden Eindruck auf ihn zu machen; denn er entfernte ſich, ohne ſie weiter zu beläſtigen. Jetzt kamen aber

auch ihre Kinder aus der Schule gelaufen mit der Schreibtafel und den Büchern unter'm Arm. Das Herz ging ihr auf, wie sie die Kleinen sah, und aller Gram war vergessen.

„Mutter!" jubelten sie ihr schon von Weitem zu, ganz außer Athem vom raschen Laufen und Springen.

„Nicht so wild!" mahnte diese innerlich erfreut. „Wo kommt Ihr denn her?"

„Aus der Schule, wo wir tüchtig gelernt," antwortete der Bube, welcher ganz das Ebenbild seines Vaters war und sie fortwährend an diesen erinnerte.

„Dafür sollst Du auch einen Apfel haben," sagte Frau Grützmacher, „aber Du mußt ihn mit Deiner Schwester Tinchen christlich theilen."

„Was heißt denn: christlich theilen?" fragte der Knabe verwundert.

„Wenn man dem Andern die größere Hälfte giebt und sich die kleinere behält."

„Weißt Du was," meinte der Junge, den Apfel der älteren Schwester reichend, „theile Du lieber christlich."

Darüber lachte die Mutter aus voller Brust, und all ihr Gram war beim Anblick der Kinder hingeschwunden.

Unterdeß standen die Berliner noch immer vor dem Frankfurter Thore und warteten auf die Ankunft des Königs. Von Stunde zu Stunde steigerte sich ihre Ungeduld; bereits waren fast alle Regimenter, und selbst die Garden, eingerückt und mit lautem Jubel begrüßt worden; nur Er, der

Held des Tages oder vielmehr seines Jahrhunderts, zögerte zu kommen. Es dunkelte schon, und er war noch immer nicht da, die Schützengilde hatte sich so gut wie aufgelöst, um sich in den benachbarten Wirthshäusern und Restaurationen von dem langen Stehen auszuruhen; die weißen Kleider der Jungfrauen waren von dem vielen Staube grau geworden; der Herr Bürgermeister hatte seine Anrede fast wieder vergessen, und selbst die Berliner Straßenjungen, die ihre frohe Laune eingebüßt, machten keine Witze mehr. Das Volk wurde ungeduldig, und der Marquis D'Argens, der Freund des Königs und Ordner der Festlichkeiten, war in wahrhafter Verzweiflung und hielt eine zwar gut gemeinte aber entsetzliche Rede in gebrochenem Deutsch, um die verletzten Bürger zu beschwichtigen. Bei dieser Gelegenheit verrieth der ehrliche Franzose das ihm anvertraute Geheimniß, daß der König aus seiner eigenen Kasse die zwei Millionen Thaler Contributionen, welche die Stadt im Verlaufe des Krieges zahlen mußte, zurückerstattet und dieser geschenkt habe. Die Nachricht wurde mit Begeisterung aufgenommen, aber die guten Berliner, die den Werth des Geldes schon damals zu schätzen wußten und nicht gern Steuern zahlten, hätten es doch noch lieber gesehen, wenn der König gekommen wäre, um Zeuge ihrer aufrichtigen Liebe und patriotischen Treue zu sein.

Friedrich der Große aber war kein Freund von solchen öffentlichen Triumphen. Er besaß die höchste Eigenschaft

wahrhaft großer Männer, die Tugend der Bescheidenheit. Darum wich er den ihm zugedachten Ehrenbezeugungen aus und fuhr unbemerkt, während die Berliner ihn noch erwarteten, um die Stadtmauer nach Charlottenburg. Dort hatte er den Befehl ertheilt, die von den feindlichen, ergrimmten Sachsen zerstörte Schloßkapelle in aller Eile wieder herzustellen. Zur bestimmten Stunde erschienen die herbeschiedenen königlichen Musiker unter der Leitung des berühmten Componisten Graun mit ihren Instrumenten in der Hand, um ein von diesem zu der besonderen Gelegenheit eigens geschriebenes Tedeum aufzuführen. Sie erwarteten eine große Gesellschaft und waren nicht wenig überrascht, den König allein und ohne jede Begleitung in das Heiligthum treten zu sehen. Auf ein von ihm gegebenes Zeichen begann die Musik mit ihren feierlichen Klängen. Bei dem ersten Ton des Tedeums nahm Friedrich der Große seinen Hut ab und saß mit entblößtem Haupte auf seinem bekannten Krückstock gestützt, in tiefe Gedanken versunken, Gott allein die Ehre gebend und sich beugend vor dem Lenker der Geschicke.

Was in diesem Augenblick die Seele des Königs durchzitterte: wer vermag das zu beschreiben. — Erst einige Tage später kam Friedrich nach Berlin, um sich den gewohnten Regierungsgeschäften zu widmen und zu sehen, was aus seiner Residenz nach fast siebenjähriger Abwesenheit geworden. — Während dieser Zeit hatte auch Frau Grützmacher gar

wunderbare Dinge erfahren und erlebt. Noch am Abende des Einzuges der Truppen war die Wäscherin Kulliken bei ihr gewesen und hatte ihr Neuigkeiten von dem verschollenen Mann mitgebracht, die sie von einem Wachtmeister von der Garde erfahren hatte. Grützmacher war in der Schlacht bei Leuthen schwer verwundet worden, eine Kanonenkugel hatte ihm ein Bein fortgenommen. Er war als Invalide mit einem Gnadengehalt von zwei Thalern monatlich entlassen worden. So sehr auch seine Frau von dieser Nachricht betrübt war und ihr sein Unglück zu Herzen ging, so sah sie doch dasselbe nur als eine gerechte Strafe des Himmels an für sein schlechtes Benehmen gegen Weib und Kind.

„Er hat es nicht anders gewollt," sagte sie anscheinend ruhig und gefaßt, während ihr innerlich das Herz blutete. „Was sich Einer eingebrockt, muß er auch ausessen."

„Ich hätte Sie nicht für so grausam gehalten," entgegnete die empfindsame Wäscherin. „Was soll der arme Mann anfangen, wenn Sie ihn nicht wieder aufnimmt? Von zwei Thalern monatlich kann doch kein Christenmensch leben. Es wird ihm nichts übrig bleiben, als betteln zu gehen und mit der Drehorgel auf dem Rücken das Mitleid der Vorübergehenden anzusprechen."

„Betteln!" schrie die Obstfrau entsetzt vor dem bloßen Gedanken auf. „Mein Mann, der Vater meiner Kinder betteln! Nein, das überlebe ich nicht!"

„Dann wird Sie ihm wohl verzeihen müſſen.“

„Auch das kann ich nicht. O! ich bin gewiß die unglücklichſte Perſon auf der ganzen Welt.“

Die ganze Nacht machte Frau Grützmacher kein Auge zu. Als die Wäſcherin gegangen war, weinte ſie ſtill für ſich, was bei ihr nur bei ganz außerordentlichen Gelegenheiten geſchah, denn ſie gehörte nicht zu den Frauen, die ſo leicht Thränen vergießen und immer das Augenwaſſer zur Hand haben. Sie war eine feſte, faſt harte Natur, und wenn ſie einmal gerührt war, ſo ging es bei ihr in die Tiefe und bis in's Herz hinein, nicht oberflächlich, ſondern ſo recht innerlich. Trotzdem konnte ſie ſich nicht entſchließen, den entlaufenen Mann ſo ohne Weiteres wieder aufzunehmen. Sie hatte ein ausgebildetes Rechtsgefühl und verlangte für jede Schuld auch eine ordentliche Strafe und Buße. In ihrer Seele fand ein ſchwerer Kampf ſtatt zwiſchen ihrer Liebe und der Verbitterung über das erlittene Unrecht. Bald ſiegte das weibliche Mitleid, bald wieder der Zorn und die Strenge eines beleidigten und auf's Tiefſte gekränkten Weibes. Endlich ſchlief ſie ein, aber ſelbſt im Traume beſchäftigte ſie ſich noch immer mit dem Schickſale ihres Mannes. Sie ſah ihn als Krüppel mit abgeſchoſſenen Beinen und ſtieß bei dieſem erſchütternden Anblick einen lauten Schrei aus, vor dem ſie erwachte.

Verſtimmt und voll banger Ahnungen ſetzte ſie ſich zu ihrem Obſtkram vor dem Schloßportal. Sie wurde nur

wieder einiger Maßen aufgeheitert, als die Kinder kamen, die wegen irgend eines Festtages keine Schule hatten und dann am liebsten bei der Mutter blieben. Das Mädchen von zehn Jahren war schon ganz vernünftig, und sie konnte ihr die Bewachung ihres kleinen Handels und den Verkauf ruhig anvertrauen, da sie gerade eine nöthige Besorgung bei dem reichen Fleischer in der Nähe hatte, dem sie einige Metzen ächter Borsdorfer bringen und bei dieser Gelegenheit eine Wurst zum Mittagbrodte sich holen wollte. — Sie verweilte nicht länger als es nöthig war, um bald wieder bei den Kindern zu sein. Als sie um die Ecke bog, erblickte sie dieselben im Gespräche mit einem Mann in einem alten, abgelegten Soldatenrock. Er saß auf der Bank und hatte den siebenjährigen Buben auf dem Schooß. Der Knabe schien mit dem Barte des Soldaten zu spielen und diesen daran recht zu zausen.

Bei diesem Schauspiel fühlte sich Frau Grützmacher wie von einem elektrischen Schlage durchzuckt. Noch hatte sie nicht das Gesicht erblicken könnte, als sich aber der Mann umwandte und sie die bekannten, wenn auch jetzt gealterten Züge sah, gab es ihr einen furchtbaren Stich durch das Herz, so daß sie sich fest halten mußte, weil sie von einem plötzlichen Schwindel ergriffen umzusinken drohte. Bald hatte sie sich aber wieder erholt; sie fuhr sich einige Male mit der Hand über die Augen, als hätten sie diese getäuscht

und ein Spukbild hingezaubert. Aber das Gespenst wich und wankte nicht von der Stelle.

Es war ihr Mann, wie er leibte und lebte.

Auch er hatte sie jetzt bemerkt und setzte den Knaben sanft und mit Vorsicht auf die Erde, worauf er aufstand und einige Schritte ihr auf seine Krücke gestützt entgegenging.

„Karoline!" sagte er mit sanftem Tone und reichte ihr die Hand hin.

„Was willst Du hier?" fragte sie scharf, ohne die gebotene Hand zu nehmen.

„Ich wollte Dich und die Kinder sehen. Da ich Euch nicht zu Hause fand, so habe ich Euch hier aufgesucht. Deine Nachbarn haben mich zum Schloß gewiesen, und ich freue mich, Dich so gesund und munter anzutreffen."

„Weiter hast Du nichts gewollt?"

„O, ich habe Dir noch so viel zu sagen, aber mein Herz ist so voll, daß ich kein Wort über meine Lippen bringen kann. Der Anblick der Kinder hat mich tief erschüttert und gerührt."

„Laß die Kinder," sagte sie, diese an sich reißend. „Geht nach Hause; ich komme gleich nach."

„Warum schickst Du sie fort?"

„Weil sie Nichts hören sollen; denn was wir jetzt miteinander reden werden, darf keinen andern Zeugen haben als Gott allein."

Auf das Geheiß der Mutter entfernten sich die Kleinen,

verwundert über das ſonderbare Zuſammentreffen, welches ſie ſich nicht zu erklären wußten. Der Vater blickte ihnen zärtlich und bewegt nach; dann ſeufzte er aus tiefſter Bruſt. Auch Frau Grützmacher war mehr erſchüttert als ſie zeigte, aber zugleich regte ſich der alte Trotz in ihr und drängte die aufſteigende Rührung zurück. Es war ein ſonderbares Gemiſch von Wehmuth und Zorn, das in ihrer Seele kämpfte. Sie hätte ſich am liebſten in die Arme des unglücklichen Mannes geworfen; darüber, daß ſie nicht dieſem erſten Antriebe des Mitleids folgte, war ſie ärgerlich auf ſich und ihn. Mit Mühe drängte ſie das weichere Gefühl, woran es ihr keineswegs gebrach, zurück und verhärtete ſich von Neuem.

„Nun ſind wir allein," ſagte ſie, das peinliche Schweigen unterbrechend. „Jetzt kannſt Du mir ſagen, was Du mir zu ſagen haſt."

„Ich habe gegen Dich und meine Kinder ſchwer gefehlt, das ſehe ich ein. Karoline! Sei wieder gut und vergieb mir!"

„Und Du meinſt wirklich, daß ich in einem Augenblick den jahrelangen Kummer vergeſſen kann; daß ich gar nichts Anderes zu thun habe, als Dir um den Hals zu fallen, weil Du ſo gütig warſt zurückzukommen?"

„Ich bin hart genug geſtraft," flehte er, „beuge mich nicht noch tiefer."

„Dir iſt nur Dein Recht geſchehen; jetzt haſt Du, was

Du verdienſt. Statt bei Deinem Weibe und Deinen Kindern zu bleiben und Deine Pflicht zu thun, biſt Du Soldat geworden und haſt uns verlaſſen. Freilich, das ſtille Leben und die Häuslichkeit gefiel Dir nicht; das Herumtreiben und die liederliche Soldatenwirthſchaft ſagten Dir beſſer zu. Nun biſt Du dafür belohnt."

„Karoline! Ich bitte Dich, habe Mitleid mit meinem Unglück!"

„Wer hat Mitleid mit mir gehabt, als ich ohne einen Pfennig ſitzen blieb und vor Verzweiflung nicht wußte, was ich anfangen ſollte? Wären die Kinder nicht geweſen, ſo hätte ich mich in die Spree geſtürzt und all meiner Noth ein Ende gemacht. So blieb ich am Leben, um die gerechte Strafe noch zu ſehen, die Gott Dir nicht geſchenkt hat."

„Ich habe nur meine Pflicht gethan und das Vaterland vertheidigt, als es in Gefahr war."

„Seh' nur Einer an, wie hochnäſig er noch thut! — Was ging Dich das Vaterland an? Ich denke, Deine Frau ſtand Dir näher, als der König mit ſeinem Kriege. Wer hat ihn geheißen, mit der Kaiſerin von Oeſtreich anzubinden? Er hätte auch was Geſcheiteres thun können. Viele tauſend Wittwen und Waiſen hat er gemacht, aber freilich daran denkt kein Menſch, außer denen, die es trifft. Geh' mir mit Deinem König weg. Ich mag von ihm Nichts wiſſen, wenn auch ganz Berlin und die ganze Welt

ihn den Großen heißt. Mich und Meinesgleichen hat er für immer unglücklich gemacht, und dafür wird ihn Gott noch einmal zur ſtrengen Rechenſchaft ziehen."

Das war zu viel für den Invaliden, der wie alle Soldaten Friedrich den Großen gleich einen Gott verehrte. Ruhig hatte er ihre Vorwürfe ſo lange ertragen, als ſie nur ihn ſelber trafen. Ihr Angriff auf den angebeteten König aber regte ihm die Galle auf.

„Weib!" ſchrie er, mit dem geſunden Fuße aufſtampfend. „Nimm Deine Zunge in Acht! Ich laſſe den König, deſſen Rock ich noch trage, von keinem Menſchen ſchimpfen und ſelbſt nicht von Dir."

„So geh' zu ihm," entgegnete ſie aufbrauſend, „und laß Dich von ihm auch ernähren; denn wir Beide bleiben, was wir geweſen ſind, geſchiedene Leute."

Damit wandte ſie ihm den Rücken und ließ ihn forthinken, auf ſeine Krücke geſtützt. Er warf ihr noch einen ſchmerzlichen Blick zu, als er um die Ecke bog. Der Blick traf ſie ganz wunderbar und rührte ihr verhärtetes Gemüth, daß ſie aufſprang und ihm nachrief; aber es war zu ſpät, er hörte ſie nicht mehr oder wollte ſie nicht hören.

Aergerlich über ſich ſelbſt und ihre Strenge kehrte ſie zu der Bank zurück und verfiel in ein ſchwermüthiges Nachſinnen. Ein leiſer Stoß ſchreckte ſie aus ihren Träumen auf, und als ſie aufblickte, ſtand der König ſelbſt vor ihr, mit dem dreieckigen Hut auf dem Kopf und dem Stock in der Hand.

„Guten Tag, Frau Nachbarin!“ ſagte er in heiterer Laune und nach alter Gewohnheit zu einer kleinen Neckerei aufgelegt.

„Schönen Dank!“ antwortete ſie noch immer in verdrießlicher Stimmung.

„Wie iſt es Ihr denn gegangen, ſeitdem wir uns nicht geſehen?“

„So, ſo, la, la! Danke für die gütige Nachfrage, Eure Majeſtät!“

„Na! Sie weiß doch, daß der Krieg zu Ende iſt und wir Frieden haben? Was hat Sie denn dazu geſagt?“

„Was ſoll man dazu ſagen? Pack ſchlägt ſich, Pack verträgt ſich.“

Der König war auf eine derartige Antwort nicht gefaßt und fuhr ordentlich zurück. Bald aber hatte er ſich wieder geſammelt und lachte dazu aus voller Bruſt, denn er liebte ſelbſt einen derben Spaß.

„Potz Tauſend,“ meinte er, „Mütterchen, das nenne ich grob. Sie ſcheint Etwas gegen mich auf dem Herzen zu haben? Was iſt Ihr denn paſſirt, haben Ihr die Panduren einen Obſtkorb genommen, oder die Ruſſen, als ſie in Berlin waren, ſich an Ihrem Sauerkohl vergriffen?“

„Das nicht, aber der Krieg hat mir meinen Mann und meinen Kindern den Vater gekoſtet.“

„Thut mir leid. Wie hieß denn Ihr Mann?“

„Grützmacher nennt er ſich.“

„Grützmacher? Alle Wetter! Den Mann hab' ich gekannt. Er hat ſich bei der Leuthner Affaire vorgethan. Als ſeine Wittwe hat Sie Anſpruch auf eine Penſion."

„Ich bin nicht Wittwe, mein Mann lebt noch, er hat nur ein Bein verloren."

„Um ſo beſſer, ſo kann ich für ihn ſorgen. Sage Sie ihm, daß er ſich noch heute auf dem Schloſſe bei mir melden ſoll."

„Da müſſen ſich Eure Majeſtät nach einem andern Boten umſehen. Ich rede nicht mit meinem Mann."

„Warum redet Sie nicht mit Ihrem Mann? Was hat das zu bedeuten?"

„Weil er mich und die Kinder heimlich verlaſſen hat, um in den Krieg zu gehen."

„Daran hat er Recht gethan, und ich will, daß Sie ihn wieder aufnimmt und in Frieden und Eintracht mit ihm lebt wie früher."

„Daraus wird Nichts, und wenn Eure Majeſtät es hundert Mal befehlen. Er hat mich in der größten Noth ſitzen laſſen, nun thu' ich daſſelbe. Wurſt wider Wurſt."

„Das wollen wir doch einmal ſehen."

„Eure Majeſtät kann mir das Leben nehmen, aber mich nicht zwingen, mit einem Mann zu leben, der ſo ſchlecht an mir gehandelt hat!"

„Mütterchen! Sie wird ſich noch beſinnen."

„Es bleibt bei dem, was ich gesagt habe. Darauf kann sich Eure Majestät verlassen."

„Mit dem Weibsvolke ist nicht auszukommen," brummte der König im Fortgehen. „Für den Mann muß ich wohl in anderer Weise Sorge tragen, denn er hat es um mich verdient."

Am nächsten Tage saß Frau Grützmacher wieder bei ihrem Obstkram, als ob Nichts geschehen wäre. Sie dachte an ihren Mann, und was er wohl jetzt machen werde, da sie Nichts von ihm wissen wollte. Die Klänge einer Drehorgel tönten an ihr Ohr, und als sie aufschaute, sah sie an der Ecke einen Invaliden mit dem Stelzfuß stehen, der den Leierkasten drehte und sich in den vorgehaltenen Hut die mitleidigen Gaben der Vorübergehenden werfen ließ.

„Grützmachern, Grützmachern!" schrie ihr die Wäscherin zu. „Weiß Sie schon?"

„Was denn, liebe Kulliken?"

„Ihr Mann ist aus dem Krieg zurückgekommen."

„Wenn es weiter Nichts ist," antwortete die Obstfrau anscheinend ruhig.

„Ich hab' ihn gesehen mit meinen leibhaftigen Augen. Am Schloßplatz steht er und spielt die Drehorgel."

„Mein Mann! Herr des Himmels! Das überlebe ich nicht!"

„Da kommt er selber und hinter ihm drein ein ganzer Schwarm von Kindern."

Mit der Drehorgel auf dem Rücken und keuchend unter der ungewohnten Laſt nahte ſich jetzt der Invalide. Seine eigenen Kinder begleiteten ihn mit den übrigen Kleinen.

„Mutter!“ ſagte der ſiebenjährige Bube zu der Obſthändlerin. „Gieb mir auch einen Dreier, den ich dem armen Mann bringen will.“

Die Bitte des Sohnes ſtieß ihr das Herz ab, und heiße Thränen floſſen über ihre Wangen. Ihr Trotz war gebrochen und alle Bitterkeit mit einem Mal geſchwunden. Alle Schmerzen, die er ihr bereitet, hatte ſie bei ſeinem Anblick vergeſſen, und die alte Liebe zog triumphirend in ihr Herz.

„Heinrich!“ rief ſie mit zärtlicher Stimme.

„Was willſt Du von mir?“ fragte der Invalide.

„Ich bin zu hart gegen Dich geweſen. Nein! Du ſollſt nicht mit der Drehorgel herumziehen und auf der Straße Dein Brod betteln, ſo lange ich noch einen Knochen rühren kann. Für Dein Vergehen biſt Du genug geſtraft.“

Offen vor aller Welt umarmte ſie ihn und führte ihm die Kinder zu, die er an ſein Herz drückte. Das rührende Schauſpiel hatte eine große Menſchenmenge herbeigezogen und erregte auch die Aufmerkſamkeit des Königs, der am Fenſter des Schloſſes ſtand. Er ſchickte ſeinen Adjutanten ab und ließ ſich von dieſem Bericht erſtatten, worauf er den Befehl gab, das verſöhnte Ehepaar ihm vorzuführen.

„Nun, Mütterchen,“ ſagte er freundlich zu der Obſt-

frau, „jetzt heißt es auch bei ihr: Pack ſchlägt ſich, Pack verträgt ſich. Wie ich ſehe, hat Sie ebenfalls Ihren Frieden geſchloſſen.“

„Eure Majeſtät werden einer armen Frau zu Gute halten, was ſie in ihrer Dummheit geſprochen hat.“

„Das will ich, und Ihren Mann, der ſich bei Leuthen unter meinen Augen ausgezeichnet hat, ernenne ich hiermit zum Caſtellan meines Schloſſes in Berlin, da ich ſeinen Vorgänger wegen Unterſchleife und ungebührlichem Betragen zum Teufel gejagt habe. Heißt es noch bei ihr: Pack ſchlägt ſich, Pack verträgt ſich?“

„Nein!“ antwortete die kecke Frau. „Diesmal heißt es: Vivat Fridericus rex! Vivat der König!“

„Vivat der König!“ wiederholten alle Anweſenden und am lauteſten der glückliche Invalide und ſeine Frau, die ſeit dem Tage zu den begeiſterten Verehrern des großen Königs zählte und ihren Sohn zu einem tüchtigen Soldaten und Vaterlandsvertheidiger erzog.

Der Hofnarr des Kurfürsten.

Es war im Jahre des Heils 1517 und zwar unter der Regierung Joachim des Ersten, daß eines Tages der kurfürstliche Hofnarr Kunz an einem Fenster des Schlosses stand und seine Augen auf das gegenüberliegende Kloster der Dominikaner in der Brüderstraße richtete.

Dort hatte sich seit einigen Wochen ein fremder Mönch, Namens Tezel eingerichtet, der im Namen des Papstes und unter dem Schutze der Erzbischöfe von Mainz und Magdeburg seine Ablaßbriefe feil hielt. Das Geschäft ging glänzend, denn es fehlte damals so wie jetzt weder an argen Sündern in Berlin, noch an neugierigen und abergläubischen Leuten, obgleich auch mancher verständige Mann und selbst ehrwürdige Geistliche über das Treiben des Mönches bedenklich mit den Köpfen schüttelten. Dieser kümmerte sich indeß wenig um das Urtheil der Besseren, wenn nur der große Haufe ihm zulief und seine Ablaßbriefe kaufte. Er hatte eine förmliche Taxe für alle Sünden auf der Welt, ein ge-

wöhnlicher Diebstahl kostete nur drei, ein Ehebruch sechs Goldgülden, wogegen er sich einen Mord mit dreißig, einen Kirchenraub und ähnliche schwere Verbrechen mit fünf und vierzig Goldgülden bezahlen ließ. — Mit einem salbungsvollen Lächeln um den dicken aufgeworfenen Mund saß der schlaue Tezel in dem großen Refectorium des Klosters hinter einem Tisch mit gestickter Decke, auf dem der schwere eiserne Geldkasten und die Ablaßbriefe ruhten; vor ihm stand ein rothes Kreuz mit dem Wappen des Papstes; zwei jüngere Laienbrüder waren seine Gehülfen beim Verkaufe und schoben ihm das eingenommene Geld zu.

„Sobald das Geld im Kasten klingt," pflegte er dann jedesmal schmunzelnd zu sagen, „die Seele aus dem Fegefeuer springt."

Trotzdem Tezel schon mehrere Wochen in Berlin verweilte und sich bereits zur Abreise anschickte, hatte der Zudrang noch keineswegs aufgehört; bald kam ein stattlicher Rathsherr in schwarzem Sammtrock, reich mit Pelz verbrämt, der vielleicht zu tief in den Seckel der Stadt gegriffen, bald eine junge lebenslustige Bürgersfrau mit goldener Haube, die wahrscheinlich einen jungen fröhlichen Gesellen lieber sah, als ihren alten griesgrämlichen Hausherrn. Auch vom Hofe schlich sich wohl dann und wann ein männlicher Ritter in der Dunkelstunde nach dem Kloster, um Ablaß für irgend einen kleinen Todtschlag zu suchen, der sein sonst nicht eben allzu zartes Gewissen belästigte. Es war gerade wie in

einem Taubenſchlage, wo der Eine ging, der Andere kam. Darum hatten ſich auch viele Bettler vor den Kloſterpforten eingeſtellt, um die Mildthätigkeit der Ein- und Ausgehenden anzuſprechen; ſie hatten jetzt gute Zeiten und fanden eine gute Ernte, weil die losgeſprochenen Sünder ihnen mehr gaben als ſonſt, um der üblen Nachrede ihrer böſen Zungen zu entgehen, da nicht Jedermann bei dem Ablaßkrämer geſehen und darum für einen Sünder gelten wollte.

Drei ſolche arme Burſchen lagerten vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend vor der Thür der Dominikaner. Wer ſie ſah, mußte Mitleid mit ihnen empfinden; ſo überaus kläglich wußten ſie zu thun und zu bitten, daß ſich ein Stein, verſchweige ein Chriſtenmenſch darüber erbarmt hätte. So bald ſich Jemand von Weitem blicken ließ, weinten und lamentirten ſie laut, indem ſie auf ihre Gebrechen wieſen. Der Himmel ſchien ſie ſchwer heimgeſucht zu haben; denn der Eine konnte kein Glied rühren und mußte mit den verkrümmten Füßen in einem Wägelchen von ſeinem Kameraden fortgeſchleppt werden. Dieſer war zwar kerzengrade und ſtark wie ein Bär, dafür aber von ſeiner Geburt an taubſtumm, ſo daß er ſich nur durch Zeichen und Gebärden verſtändlich machen konnte, wogegen der Dritte blind auf beiden Augen war. Trotz ihres Unglücks ſchienen jedoch die drei Bettler gar luſtige Vögel zu ſein; denn ſo bald ſie ſich unbeachtet glaubten, ſchäkerten und lachten ſie von ganzem Herzen, wie ſich aber ein Menſch in der Ferne zeigte, nah-

men sie wieder ihre gewöhnlichen Trauermienen an, indem sie, mit Ausnahme des Taubstummen, die kläglichsten Seufzer und Jammertöne ausstießen.

Länger schon als eine Viertelstunde hatte der Hofnarr am Fenster das Treiben vor der Pforte des Dominikanerklosters mit seinen scharfen, hellen Augen beobachtet; besonders war aber seine Aufmerksamkeit auf die drei Bettler gerichtet. Zuweilen flog ein eigenthümliches, spöttisches Lächeln über das kluge, scharfgeschnittene Gesicht; dann schüttelte er den schwarzen Krauskopf, daß die Schellen und Glöckchen an der bunt gestreiften Narrenkappe hell erklangen.

„Betrüger aller Arten!“ murmelte der Narr. „Mundus vult decipi: Die Welt will durchaus getäuscht werden.“

Seine Worte hatten aber, ohne daß er es ahnte, einen stillen Zuhörer gefunden. Hinter ihm stand ein stattlicher Herr, dem man auf dem ersten Blick seine hohe Würde ansehen konnte. Auf der hohen Stirn glänzte das Siegel der Majestät, aus den klaren blauen Augen leuchtete ein edler Geist, während der feine, aber feste Mund eine unbeugsame Willenskraft verrieth, die sich zuweilen bis zur strengsten Härte steigern konnte. Es war eines jener bedeutsamen Gesichter, welche das Gepräge eines thatenreichen Lebens an sich tragen, schwere und harte Kämpfe sprachen aus den strengen Zügen. Nur selten schwebte ein freundliches Lächeln um die meist geschlossenen Lippen, dann aber war es auch, als ob die goldene Sonne aus dunklem Gewölke plötzlich

hervorleuchtete. In einer ſolchen Anwandlung heiterer Laune klopfte Kurfürſt Joachim, denn er war es ſelbſt, ſeinen Hofnarren auf die Schulter.

„Narr!“ fragte er. „Was machſt Du da am Fenſter?“

„Ich freue mich, daß es in Berlin noch weit mehr und größere Narren giebt als ich ſelbſt.“

„Und wer ſind die?“

„All die Tröpfe, die da drüben zu dem Ablaßkrämer ihr Geld hintragen.“

„Iſt mir auch nicht lieb, daß unſer gutes deutſches Geld nach Rom wandert.“

„Und warum hindert Ihr es nicht, Gevatter?“

„Steht doch der Mönch unter dem beſonderen Schutze meines Herrn Bruders, des Biſchofs von Magdeburg. Gott weiß es, daß ich ein ſo guter katholiſcher Fürſt bin, wie kein Zweiter im ganzen deutſchen Reich, darum ſchmerzt es mich um ſo mehr, daß durch dergleichen Schacher unſer heiliger Glaube in den Augen des Volkes herabgeſetzt wird. Aber was ſoll ich thun? Die Hände ſind mir gebunden.“

„Wollt Ihr mir, Herr Kurfürſt, die Erlaubniß geben, ſo will ich ſchon mit dem Mönche fertig werden und den unſauberen Geiſt aus Berlin treiben.“

„Du wärſt mir gerade der Rechte!“

„Es kommt nur auf eine Probe an. Ich kann mehr als Brod eſſen. Wie wär's, wenn ich hier vor Euren Augen ein Wunder verrichtete.“

„Einen Schalkſtreich, das will ich ſchon eher glauben,“ entgegnete lächelnd Kurfürſt Joachim.

„Ihr dürft mich auspeitſchen laſſen,“ rief der Narr im zuverſichtlichen Tone, „wenn ich Euch nicht auf der Stelle ein Wunder zeige, wie es kein Apoſtel und kein Heiliger beſſer aufzuweiſen hat. Was gebt Ihr mir, wenn ich ſogleich die Stummen ſprechend, die Blinden ſehend und die Lahmen gehend mache.“

„Fünfzig Goldgülden und ein neues Wamms, wenn Du Dein Verſprechen hältſt, wo nicht, eben ſo viel Hiebe mit der Peitſche für Deine Läſterung und Prahlerei.“

„Topp! es gilt, ich nehme Euch beim Wort. Bleibt nur hier am Fenſter ſtehen und Ihr ſollt nicht lange auf das große Wunder warten.“

Gutgelaunt und neugierig blieb Joachim am Fenſter, während der Narr das Gemach verließ. Bald erſchien derſelbe auf der Straße in Begleitung einiger kurfürſtlicher Jäger, denen er im Stillen ſeine Anweiſungen zu geben ſchien. Sie ſtellten ſich im Rücken der Bettler auf, denen ſich der Narr mit unbefangenen Mienen näherte.

„Habt Mitleid!“ riefen ihm der Lahme und der Blinde ſchon von Weitem zu. „Erbarmt Euch unſeres Elends und ſchenkt uns ein Almoſen!“

„Ich will Euch noch was Beſſeres geben,“ antwortete der Narr mitleidig. „Wie wäre es, wenn ich Euch geſund machte und von Euren Gebrechen heilte?“

„Ach Gott! Wie ſollte das möglich ſein? Ihr ſcherzt, Herr Narr!“

„Der Narr des Kurfürſten ſcherzt nur mit dem Hofe, aber nicht mit Euresgleichen. Ich habe ſchon längſt daran gedacht, meine Schellenkappe mit dem Doktorhute zu vertauſchen, aber die gelehrten Narren auf der Univerſität wollen mich nicht in ihre Zunft aufnehmen aus purem Brodneid. Darum will ich heut auf meine eigene Fauſt promoviren und gleich ein Meiſterſtücklein ablegen. Du Blinder ſollſt bald wieder ſehen können.“

„Verſündigt Euch nicht, indem Ihr ſo eines armen Krüppels ſpottet.“

„Für die Sünde brauche ich keinen Ablaß zu kaufen. Dem Stummen gebe ich die Sprache wieder und dem Lahmen will ich Beine machen.“

„Ach! wenn Ihr das im Stande wäret, Herr Narr!“

„Dafür laßt mich nur ſorgen. Meine Mittel werden hoffentlich ſchon anſchlagen.“

Die drei Bettler machten gar ängſtliche und verlegene Geſichter, da ſie nicht wußten, ob der Narr im Scherz oder Ernſt mit ihnen ſprach. Es lag Etwas in dem Tone ſeiner Stimme, das ihnen unheimlich vorkam, und am liebſten wären ſie aufgeſprungen und davon gelaufen, da ſie ſich nichts Gutes von ihm verſahen. Sie mußten jedoch ihrer Rolle treu bleiben; deshalb nahmen ſie die traurigſten Gebärden an und jammerten, daß es hätte einen Stein er-

harmen müſſen. Einige Augenblicke ſchien ſich der Narr an ihrem Treiben weiden zu wollen, dann aber gab er den harrenden Trägern das verabredete Zeichen, indem er ſeine Hand wie ein Waldhorn gekrümmt an den Mund legte und ein luſtiges Waidmannsſtückchen blies, womit man in jenen Zeiten die Eröffnung der Jagd anzukündigen pflegte.

Alsbald ſtürzten die Jäger aus ihrem Hinterhalt hervor, in den Händen hielten ſie große Hetzpeitſchen, welche ſie bisher unter ihren Röcken verborgen hatten; ſie ließen jetzt dieſelben ſo wacker auf den Rücken und den Gliedern der drei Schelme tanzen, daß dieſe ſogleich ihre eingebildeten Leiden vergaßen und ſchnell wie gehetzte Haſen davonliefen. Der Lahme ſprang zuerſt aus ſeinem Wägelchen und zeigte zwei ganz geſunde Beine, die er gar wohl zu gebrauchen wußte. Der Blinde folgte hinterdrein mit großen Augen, ohne ſich an einem Stein zu ſtoßen, während der Taubſtumme bei jedem Hiebe alle Heiligen des Kalenders laut anrief.

Einen ſchalkhaften Blick noch warf der Narr nach dem Fenſter, wo der Kurfürſt aus vollem Halſe lachend ſtand; dann folgte er der wilden Jagd Straße auf, Straße ab, bis er nicht mehr weiter konnte. Das ſeltſame Schauſpiel hatte eine Menge Zuſchauer herbei gelockt, welche meiſt das Verfahren des Narren billigten, obgleich es auch nicht an ſolchen fehlte, die aus übertriebener Frömmigkeit ein großes Aergerniß an der wunderbaren Heilung der bekannten Bettler

fanden. Unbekümmert um das Gerede der Leute kehrte der Narr nach dem Schloſſe zurück, um ſeinen wohlverdienten Lohn in Empfang zu nehmen. In der heutigen Königsſtraße, welche damals noch die Georgenſtraße hieß, geſellte ſich ein wackerer Ritter zu ihm, Herr Barward von Schenk geheißen, ein Adliger von echtem Schrot und Korn, dem Narren wohlbekannt und ſeit Langem zugethan.

„Das haſt Du brav gemacht, Meiſter Kunz!“ rief er ihm freundlich zu. „Reich mir Deine Hand, alter Freund!“

„Von Herzen gern; aber was führt Euch wieder einmal nach Berlin? Hab' Euch eine Ewigkeit nicht geſehen. Zu Hofe kommt Ihr gar nicht mehr, obgleich der Herr Kurfürſt Euch wohl will, und in Gnaden zugethan iſt.“

„Am Hofe hab' ich nichts zu ſuchen, denn mit großen Herren iſt nicht gut Kirſchen eſſen; ſie werfen Einem Stiele und Kerne an den Kopf, wenn ſie nicht bei guter Laune ſind. Kurfürſt Joachim iſt gewiß ein edler und gottesfürchtiger Herr, aber zum Scherzen nicht immer aufgelegt. Hat er nicht manchen märkiſchen Ritter mit Federhut und goldenen Sporen an den Galgen wegen ein Bischen Wegelagerei aufhängen laſſen?“

„Ei, Herr Ritter!“ drohte der Narr mit aufgehobenem Finger. „Ihr habt doch nicht etwa vor, die Straßen unſicher zu machen und arme Reiſende aufzulauern?“

„Wer weiß! Unter uns geſagt, hab' ich's auf einen Mönch abgeſehen. Ich hab' ihm Rache zugeſchworen, weil

ſein gottesläſterliches Treiben mir das Blut zum Sieden bringt."

„Ihr meint doch nicht den Tezel mit ſeinem Ablaßkram?" fragte der Narr aufhorchend.

„Eben den. Es iſt eine ſeltſame Geſchichte, wo man nicht weiß, ob man darüber weinen oder lachen ſoll."

„Ei! erzählt nur, ich hör' Euch gern zu und will Euch mit Rath und That helfen, ſo es in meiner Kraft ſteht."

„So wißt, daß ich einen treuen Knappen habe, den ich nicht wie einen Diener, ſondern wie meinen beſten Freund halte. Selbiger Knapp iſt aus Köpenik gebürtig, wo ſeine ganze Sippſchaft lebt, darunter ſein Bruder, ein ſchlichter Ackerbürger, mit einem Häuflein Kinder geſegnet. Eines Tages ſitzt das Jüngſte, ein Knabe von drei Jahren, auf dem Hofe und ißt einen ſüßen Wecken (Kuchen), den ihm der Vater aus Berlin mitgebracht. Da kommt ein Schwein gerannt und will dem Kinde den Kuchen wegfreſſen. Das ſieht der Alte, der in der Nähe ſteht, und will's dem Thiere wehren; hebt einen Stein vom Boden auf und wirft ihn nach dem Schweine, aber leider ſo unglücklich, daß er den Jungen trifft und todt ſchlägt. In ſeiner großen Herzensangſt läuft der unglückliche Vater nach Berlin, um ſich von dem Tezel einen Ablaßbrief zu kaufen. Der Mönch fordert dem einfältigen Mann fünfundvierzig Goldgülden, ſein ganzes ſauer erſpartes Vermögen ab. Der arme Ackerbürger glaubt damit die Verzeihung des Himmels zu er-

kaufen, ohne ſich zu beſinnen zahlt er das ſchwere Sündengeld, in der guten Meinung, daß damit Alles abgethan ſei. Als er aber nach Hauſe kam, fordert ihn der wohlweiſe Rath von Köpenik vor ſein Gericht und verurtheilt ihn wegen Todtſchlag ſeines Kindes zu einer Strafe von fünfzig Goldgülden. Umſonſt läuft er wieder nach Berlin und fordert von Tezel ſein Geld zurück, indem er ihm den unnützen Ablaßbrief wiederbringt. Der Mönch ſpottet ſeiner Noth, und eher giebt der Teufel eine Seele aus der Hölle wieder, als Tezel das Geld, welches in ſeinem Kaſten liegt. Nun ſoll der arme, ſo betrogene Mann von Haus und Hof gejagt, mit ſeinen unſchuldigen Kindern in's Elend wandern, wenn er nicht die Strafe zahlen kann. Iſt das nicht himmelſchreiend?"

„Und was wollt Ihr thun, Herr Ritter?" fragte der Narr mit lauerndem Geſicht.

„Auf Fürbitten meines Knappen hab' ich verſprochen, dem armen Teufel das geſtohlene Geld wieder zu ſchaffen und ſollte es mir ſelbſt Freiheit und Leben koſten."

„Das heißt geſprochen wie ein echter Ritter und ich will dabei ſein, ſo wahr ich ein echter Narr bin und bleibe. Aber wir müſſen die Sache klug einfädeln, damit der Herr Kurfürſt Euch nicht an den Hals kann. Ich will ſchon auf ein Mittel ſinnen; bei einem Glaſe Wein habe ich immer die beſten Einfälle. Wir wollen in Eure Herberge gehen und dort bei einem vollen Kruge das Weitere beſprechen."

Eine Stunde mochte ſeitdem verſtrichen ſein, als der Ritter Barward von Schenk an der Pforte des Dominikaners klopfte und den ehrwürdigen Bruder zu ſprechen wünſchte. Dieſer hatte wenig Zeit, da er eben im Begriffe ſtand, von Berlin abzureiſen, aber einen guten Kunden witternd, ließ er ſich, wenn auch mit Widerſtreben, auf den letzten Handel ein.

„Was wollt Ihr noch von mir?“ fragte er. „Ihr ſeht, daß ich keine Zeit habe; meine Maulthiere ſtehen bereits im Kloſterhof geſattelt, da ich noch heut gen Jüterbogk aufzubrechen gedenke, ehe die Nacht kommt, welche keines Menſchen Freund.“

„Ehrwürdiger Freund,“ entgegnete höflich der Ritter, „ſchenkt mir nur —“

„Schenken!“ rief der Mönch, deſſen Stirn ſich bei dieſem Worte verfinſterte, „ſchenken und noch dazu einem Ritter —“

Dabei machte er eine Bewegung, als wollte er ſich ſchleunigſt entfernen, aber Herr Barward hielt ihn an dem Aermel ſeiner ſchwarzen Kutte feſt.

„Ich meine nur, daß Ihr mir einen Augenblick Gehör ſchenken ſollt. Ich bedarf eines Ablaßbriefes. Was ſoll der koſten?“

„Das kommt vor allen Dingen auf die von Euch begangene Sünde an. Ich führe ſie zu allen Preiſen.“

„Verzeiht, aber mein Fall iſt ganz eigener Art, weshalb ich zuvor Eure Anſicht hören wollte.“

„So ſprecht, aber faßt Euch kurz. Ihr ſeht, daß ich große Eile habe. Sagt mir nur, um Was es ſich handelt, welche Sünde Euch belaſtet und ich will Euch ſogleich den Ablaßbrief einhändigen, natürlich gegen gleich baare Bezahlung, einerlei, ob Ihr einen Raub, Todtſchlag oder Ehebruch begangen habt."

„Gemach, ehrwürdiger Bruder!" entgegnete der Ritter, kaum vermögend, ſeinen aufſteigenden Unwillen zu bekämpfen. Erlaubt mir nur zuvor die Frage, ob Ihr auch im Stande ſeid, zukünftige Sünden zu vergeben?"

„Hm!" meinte Tezel. „Das dürfte doch ſein Bedenken haben."

„Ich zahle gerade ſo viel, als Euer Bedenken wiegt."

„Das läßt ſich hören," antwortete der Mönch viel freundlicher, als der Ritter einen ſchweren, gefüllten Beutel vor ſeinen Augen aus der Taſche zog. „Wenn Ihr mir nur ſagen wollt, welcher Art die Sünde iſt, die Ihr erſt begehen wollt?"

„Ich habe die Abſicht, einen frechen Geſellen zu züchtigen, der ſchon viele arme Leute ausgezogen und betrogen hat."

„Aha! Solch einen Schnapphahn, einen Strauchdieb, wie es deren in der Mark leider noch ſo viele giebt."

„Ihr habt es errathen," lächelte der Ritter.

„Alſo einen Feind des Herrn Kurfürſten, Eures gnädigen Herrn."

„Ich glaube, daß ihm ein Gefallen damit geſchieht,

wenn ich dem Burſchen das geraubte Geld wieder abnehme."

„Und warum thut das der Herr Kurfürſt nicht ſelbſt? Vermuthlich hat der Schurke hohe Gönner und Beſchützer, mit denen Jener nicht gern ſich verfeinden will?"

„Ich bewundere Euern Scharfſinn," entgegnete der Ritter, indem er nur mit Mühe ein lautes Lachen verbeißen konnte.

„Wenn die Sachen ſo ſtehen," meinte der geſchmeichelte Mönch, „ſo will ich Euch den Ablaßbrief mit Freuden ertheilen, vorausgeſetzt, daß Ihr Euren Feind nicht gerade an's Leben wollt."

„Das nicht, nur einige derbe Hiebe ſind ihm von mir zugedacht."

„Die können dem Schelm gewiß nicht ſchaden."

„Das will ich meinen! Ich zahle auch den höchſten Satz für den Ablaßbrief."

„Der höchſte Satz für Kirchenraub, Meineid u. ſ. w. macht fünfundvierzig Goldgülden."

„Topp! hier iſt das Geld."

„Und hier der Zettel, unter der einzigen Bedingung, daß Ihr Euren Gegner nicht todt ſchlagt, ſonſt müßt Ihr dieſelbe Summe nachträglich noch einmal zahlen."

Nachdem der Handel ſo abgeſchloſſen war, ſtrich der Mönch ſchmunzelnd das Geld ein, ohne zu bemerken, wie ſich der Ritter in's Fäuſtchen lachte. Draußen vor der

Kloſterpforte wurde er bereits von dem Narren ſehnſüchtig erwartet.

„Nun," fragte dieſer, „habt Ihr den Ablaßbrief?"

„Ich trag' ihn in der Taſche."

„Der Mönch hat alſo auf den Köder angebiſſen; der Spaß iſt einzig. Ich bin auch unterdeß nicht müßig geweſen und habe für Euer Unternehmen einige Geſellen geworben, die ſich vor dem Teufel in der Hölle ſelbſt nicht fürchten."

„Was ſind das für Leute?"

„Die drei Bettler, welche ich ſo glücklich kurirt habe; ſie haben Beſſerung gelobt und wollen in Eure Dienſte treten, wenn Ihr ſie nehmen wollt. Ich habe ſie nach der Herberge beſtellt, wo ſie Eures Winkes gewärtig ſind."

Mit einem herzlichen Händedruck nahm der Ritter von dem Narren Abſchied, um der Verabredung gemäß ſein Vorhaben auszuführen. Bevor er aber ging, ſtiegen noch einmal allerlei Bedenken in ſeiner Seele auf.

„Wenn nur nicht," ſagte er zögernd, „der Herr Kurfürſt die Geſchichte übel aufnimmt; Joachim verſteht keinen Spaß und ich möchte doch nicht um ſolche Lumperei ſeinen Zorn auf mich laden und am Ende mit Leib und Leben dafür büßen."

„Sorgt Euch nicht! Ich übernehme es, ihm die Sache ſo vorzuſtellen, daß Ihr eher Lob als Schimpf davon haben ſollt. Weiß ich doch am Beſten, wie er gegen den ganzen

Ablaßkram geſinnt iſt. Darum thut nur, wie wir verabredet, und ich gebe Euch mein Wort als Narr, daß Euch nicht ein Haar auf Eurem Haupte gekrümmt werden ſoll."

Alſo beruhigt, ritt Herr Barward von Schenk mit ſeinem Knappen und in Begleitung der drei Bettler, die durch den Narren in drei ganz geſunde Berliner Jungen umgewandelt waren, zum Thore hinaus, indem er den Weg nach Jüterbogk einſchlug, wohin auch Tezel ging. In einem Gebüſch, nicht allzu weit entfernt von der genannten Stadt, ließ er Halt machen und ſeine Leute ſo vertheilen, daß ſie, hinter den Bäumen verſteckt, nicht ſogleich geſehen werden konnten. Um nicht erkannt zu werden, hatten die pfiffigen Burſchen ſich das Geſicht mit Kohle ſchwarz gefärbt, der Ritter aber das Viſir herabgelaſſen. Nicht allzu lange durften ſie warten, als der Mönch mit zwei Laienbrüdern und einigen bewaffneten Kloſterknechten, die er zu ſeinem Schutze von Berlin mitgenommen, ſich dem Gehölz näherte. Er ritt auf ſeinem Maulthier in der Mitte ſeiner Begleiter, vor ſich hielt er den ſchweren eiſernen Geldkaſten, wie eine Geliebte, feſt umſchlungen und an ſeine Bruſt gepreßt. Von Zeit zu Zeit warf er einen furchtſamen Blick nach dem Walde, der ihm nicht geheuer zu ſein ſchien. Es war bereits dunkel geworden und die nächtliche Finſterniß erfüllte ſeine Seele um ſo mehr mit Beſorgniß, da trotz der Strenge des Kurfürſten Räuber in der Mark damals zu den gewöhnlichſten Ereigniſſen gehörten. Zwiſchen den Bäumen glaubte

Tezel unheimliche Schatten bemerkt zu haben; dann war es ihm wieder, als hätte er blinkende Waffen gesehen, oder einen schrillen Pfiff, womit sich die Strauchdiebe ein Zeichen zu geben pflegten, gehört. In seiner Herzensangst spornte er das arme Maulthier an, welches ohnehin an seiner Last schwer zu keuchen hatte; auch rief er alle Heiligen an, indem er die ganze Litanei mit bebenden Lippen murmelte.

Plötzlich sah er sich umringt und angefallen; ehe er sich noch besinnen konnte, lag er am Boden. Vergebens rief er die Hülfe der bewaffneten Klosterknechte an; die tapfere Schaar hatte, um Blutvergießen zu vermeiden, den Angriff nicht erst abgewartet; sie war eilig auf und davon gelaufen, indem sie den Mönch mit seinem Geldkasten feig im Stich ließ.

„Diebe! Räuber! Mörder!“ schrie derselbe laut. „Ihr wißt nicht, was Ihr thut. Wenn Ihr die Hand an den Gesalbten des Herrn legt, so trifft Euch ewige Verdammniß. Die furchtbarsten Strafen der Hölle kommen über Euch.“

Aber er predigte nur tauben Ohren, weder der Ritter, noch seine Gesellen kümmerten sich um Tezels Geschrei; sie suchten sich vor Allem des Geldkastens zu bemächtigen, welchen der Mönch mit der Verzweiflung einer Löwin vertheidigte, der man ihr Junges rauben will, so daß zuletzt nichts übrig blieb, als gegen ihn Gewalt zu brauchen, wobei er einige Hiebe mit der flachen Klinge erhielt.

„Wehe, wehe!“ zeterte er außer sich. „Die Hand, welche

den Prieſter ſchlägt, wird verdorren; ſie iſt verflucht, wie der Arm des Vatermörders. Ihr begeht die ärgſte Todſünde auf dieſer Welt, für die es weder hier, noch dort eine Verzeihung giebt. Ihr wißt nicht, was Ihr thut."

„Nur ein gottgefällig Werk," entgegnete der Ritter, „indem wir das den Armen, Wittwen und Waiſen geraubte Geld dem Räuber wieder abnehmen und den urſprünglichen Beſitzern zurückerſtatten. Für's Erſte werdet Ihr ſo gut ſein und die dem Ackerbürger Tillemann zu Köpenik abgenommenen fünfundvierzig Goldgülden zurückgeben. Schließt den Kaſten auf und rückt mit dem Gelde heraus."

„Nimmermehr!"

„Zwingt mich nicht zu härteren Mitteln meine Zuflucht zu nehmen. Ihr ſeht, daß Ihr in meiner Gewalt ſeid."

„O Sodom und Gomorrah!" ſeufzte der Mönch, indem er den eindringlichen Reden des Ritters nachgab.

„Schließt ſelber auf," ſagte er, „wenn Ihr den Muth habt, aber bedenkt zuvor, daß Ihr einen Kirchenraub begeht."

„Das thut nichts, denn ich habe die Abſolution in meiner Taſche."

„Kein Geiſtlicher, nur der Pabſt kann Euch von einer ſo großen Sünde losſprechen."

„Deshalb habe ich mir auch von Euch einen Ablaßbrief zum höchſten Preis gekauft. Für fünfundvierzig Goldgülden,

habt Ihr selbst gesagt, wird Meineid, Mord und Kirchenraub vergeben. Ihr seht, daß ich vorsichtig bin."

„Was soll das heißen?"

„Daß Ihr in der eigenen Schlinge Euch gefangen habt. Kennt Ihr mich jetzt?"

Der Ritter hatte sein Visir zurückgeschlagen und im Mondenschein blickte der Mönch entsetzt in das ihm noch wohlbekannte Gesicht des schlauen Kunden.

„Hoffentlich werdet Ihr," fuhr dieser fort, „Eure eigenen Anweisungen auf den Himmel respektiren und nichts dagegen haben, wenn ich das gestohlene Gut dem armen Tillemann, den Ihr an den Bettelstab gebracht, aus dem Kasten nehme."

„So nehmt und laßt mir das Uebrige."

„Mit Nichten! Das Geld soll im Lande bleiben, so wahr ich Barward von Schenk heiße."

„Fluch über Euch! Ich thue Euch und Eure Spießgesellen in den Bann. Der Himmel wird mich rächen."

„Das glaub' ich nicht, denn Ihr seid zu schlecht da droben angeschrieben; aber auch auf Erden hat Euer Stündlein geschlagen."

„Ihr wollt mich doch nicht tödten?" schrie Tezel zusammenschreckend.

„Ich brauchte ja nur nachträglich noch einmal fünfundvierzig Goldgülden zu zahlen. nach Eurem eigenen Ausspruch. Aber Gott behüte mich, meine Hand mit dem Blute eines noch so jämmerlichen Menschen zu beflecken.

Nicht durch mich, sondern durch die gesunde Vernunft, die in Deutschland aller Orten wie heller Sonnenschein zu leuchten anfängt, werdet Ihr und Euresgleichen für immer beseitigt werden. Eure Zeit ist um und wird mit Gottes Hülfe nicht so leicht wiederkehren."

„Aber mein Geld," murmelte der unverbesserliche Mönch, „mein Geld! Laßt mir wenigstens mein Geld und ich verspreche Euch, nimmermehr wiederzukommen."

„Euer Geld soll im Lande bleiben, aber nicht ich will es für mich behalten; es soll an die Armen und Hülfsbedürftigen vertheilt werden. Den eisernen Kasten aber will ich in die Kirche nach Jüterbogk bringen, dort soll er stehen zum ewigen Angedenken an mich und meine That."

Mit einem Fluche entfernte sich Tezel; Herr Barward von Schenk aber hielt sein Wort; das geraubte Geld verwendete er zu einer milden Stiftung, den Kasten des Ablaßkrämers aber brachte er nach Jüterbogk, wo er noch heute in der Kirche zu sehen ist. Als aber seine That ruchbar wurde, lobte und pries man ihn aller Orten; denn seine Prophezeiung war in Erfüllung gegangen durch Luthers gewaltige Reformation. Als aber Kurfürst Joachim, der immer ein frommer Katholik geblieben war, die Geschichte von dem geprellten Mönch erfuhr, mußte er trotzdem lächeln, zumal der Hofnarr im Spaß und Ernst dem Ritter das Wort zu reden wußte.

„Ich will eine Wette machen," sagte der hohe Herr,

„daß Du Deine Hand mit im Spiele haſt. Darum will ich ein Auge zudrücken, ſintemalen auch ich die ganze Ablaßkrämerei nicht billigen kann. Wer das Heilige in den Staub zieht, verdient die Strafe, welche nimmermehr ausbleiben wird."

„Amen!" erwiederte der Narr, indem er die Hände faltete und ein andächtiges Geſicht ſchnitt. „Die wünſche ich Allen, die das Volk gern verdummen möchten, von ganzem Herzen."

Bei **Otto Janke** in Berlin erschienen folgende Romane:

Brachvogel, A. E. (Verfasser des Narziß), Friedemann Bach. Roman in drei Bänden. 2. Aufl. Billige Volks-Ausgabe. 1 Thlr.

Breier, Ed., Josef Kaiser. Historischer Roman aus den Zeiten Kaiser Josephs. 2 Theile in einem Bande. 1 Thlr. 15 Sgr.

— — General Roßwurm. Historischer Roman. 3 Bde. 1 Thlr. 15 Sgr.

Grey, Herbert, Die drei Pfade. Autorisirte deutsche Ausgabe. 2 Bde. 1 Thlr.

Maltitz, H. von, Der Herzog an der Leine. Historischer Roman. 3 Bde. 3 Thlr.

Erste Abth.: Das Turnier zu Göttingen. 1 Thlr.

Zweite Abth.: Schloß Harbegsen. 1 Thlr.

Dritte Abth.: Der Vetter des Herzogs und die Göttinger Bürger. 1 Thlr.

Mundt, Th., Graf Mirabeau. Historischer Roman. Zweite verbesserte und wohlfeile Volks-Ausgabe. 4 Bde. 1 Thlr. 15 Sgr.

Nau, Heribert, Mozart. Ein Künstlerleben. Culturhistorischer Roman. Dritte Ausgabe. 3 Bde. 1 Thlr. 15 Sgr.

Reisewitz, G., Bosporus und Attika. 15 Sgr.

Smidt, Heinrich, Glöckchen und Schellen. Heitere Erzählungen. 15 Sgr.

Werther, C. F., Klein-Deutschland. Ein komischer Roman aus der Gegenwart. 1 Thlr.